1,40 DM / Band 72
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10.-

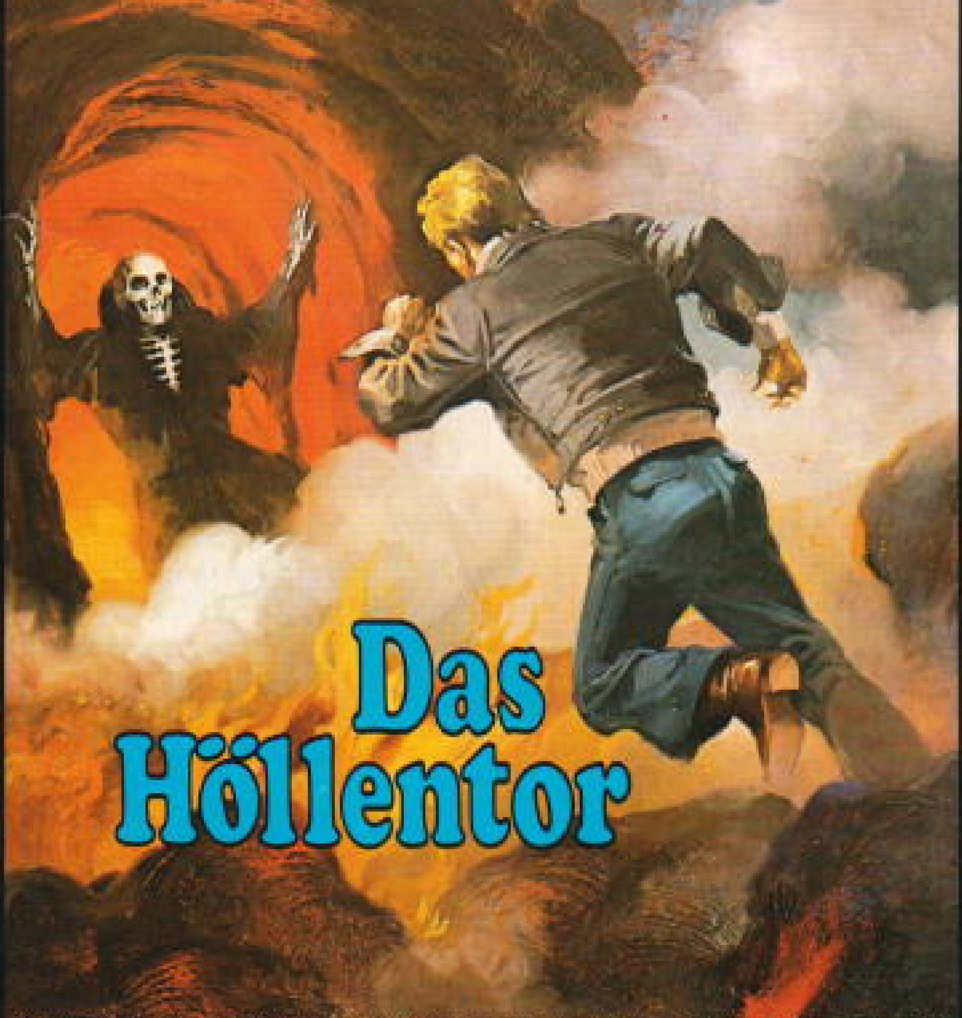
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das Höllentor

Belgien F 27 / Frankreich F 3,30 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Das Höllentor

John Sinclair Nr. 72

von Richard Wunderer

erschienen am 20.11.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Höllentor

Charly Catfield lief um sein Leben. Er mußte ein Telefon erreichen, denn die Mächte der Hölle waren ihm auf den Fersen. Wenn er die Insel schon nicht verlassen konnte, wollte er wenigstens John Sinclair warnen.

Sinclair, der Geisterjäger, war wahrscheinlich der einzige Mensch, der das drohende Unheil abwenden konnte.

Charly Catfield rannte in den Bungalow und packte den Telefonhörer.

Mit zitternden Fingern begann er zu wählen. Es blieb ihm nicht mehr viel Zeit, denn draußen vor dem Haus versammelten sich schon seine Mörder…

Die Nummer von Scotland Yard kannte Charly Catfield auswendig, und die Vorwahl für Großbritannien hatte er sofort nach seiner Ankunft auf der Insel auswendig gelernt. Wären seine Finger nicht so eiskalt gewesen, hätte er die Nummer noch viel schneller geschafft.

Er fieberte vor Ungeduld, als er dem Klicken und Rattern in der Leitung lauschte. Hoffentlich war nicht besetzt! Hoffentlich kam die Verbindung überhaupt zustande!

Im Raum brannte kein Licht. Charly Catfield wagte nicht, es einzuschalten. Aber diese Bestien wußten auch so, wo sie ihn finden konnten.

Mit einem lauten Klicken rastete das letzte Relais auf der langen Strecke ein. Catfield hörte das doppelte Tuten, das britische Rufzeichen. Er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Der Schnee auf seiner Pelzmütze schmolz. Das Wasser tropfte auf den Telefonapparat.

»Warum dauert das so lange!« flüsterte Catfield nervös.

»Scotland Yard, guten Abend!« sagte eine ruhige, freundliche Frauenstimme. Es hörte sich an, als säße die Telefonistin im Nebenraum, laut, klar und deutlich.

»Schnell, Oberinspektor Sinclair!« stieß Catfield hervor. »Es geht um Sekunden!«

»Moment!« Das klang schon nicht mehr so verbindlich, so freundlich.

Es dauerte ein paar Sekunden, dann war die Frauenstimme wieder da. Sie sprach hastig und besorgt. Offenbar hatte sie erkannt, daß es nicht um einen weggeflogenen Wellensittich ging.

»Oberinspektor Sinclair ist nicht im Haus, Sir. Kann ich etwas ausrichten?«

»Seine Privatnummer, schnell!« preßte Catfield zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Seine Hände zitterten. Er fühlte, daß er nur mehr Sekunden zu leben hatte, auch wenn sich seine Mörder noch nicht zeigten.

Die Telefonistin gab die Nummer durch. Charly Catfield wiederholte sie laut, um sie sich zu merken.

Er ahnte nicht, daß sein ärgster Feind bereits hinter der Tür stand und jedes Wort hörte.

Auch die Telefonnummer des Geisterjägers.

Kaum hatte die Telefonistin die letzte Ziffer genannt, als Catfield die Gabel drückte.

Noch einmal wählen! Erst die Vorwahl für Großbritannien, dann die Eins für London, endlich die Nummer des Geisterjägers!

Die Tür öffnete sich. Ein eisiger Windstoß fauchte in den Raum und trieb Schneewolken herein.

Charly Catfield reagierte blitzschnell. Während er den Hörer ans Ohr preßte, griff er mit der anderen Hand nach seiner Pistole.

Als der Mann in den Raum trat, drückte Catfield ab.

Sechsmal.

Dann war das Magazin der Pistole leer.

Fassungslos ließ Catfield die Waffe sinken. Alle sechs Kugeln hatten getroffen, doch der Mörder stand noch immer aufrecht und zeigte nicht die geringste Wirkung.

Der Eindringling hob beschwörend die Hände und richtete sie auf Catfield.

»Nein, um Himmels willen, nein!« brüllte Charly Catfield verzweifelt.

Aus dem Hörer drang das Rufzeichen. Dreimal, viermal.

Zwischen den Händen des Mörders entstand eine gelbe Wolke, löste sich und schwebte auf Catfield zu. Als sie ihn einhüllte, drehte sich der Eindringling um und verließ den Raum. Die Tür blieb offen.

Catfiels Augen wurden starr. Wie aus weiter Ferne hörte er eine Stimme, ungeduldig und drängend. Er raffte sich noch einmal auf.

Er mußte den Geisterjäger warnen. Vorher durfte er nicht sterben!

***

Weihnachten war vorbei. Es ging auf Silvester zu.

Der bevorstehende Jahreswechsel war ein Anlaß zum Feiern, auch wenn noch vier Tage fehlten.

Es war Sonntag, ein dienstfreier Sonntag. Auch das war ein Anlaß zum Feiern.

Deshalb hatte ich nichts dagegen, als Suko um sieben Uhr abends an meiner Tür klingelte und eine Flasche mitbrachte. Ab und zu ein guter Schluck, noch dazu wenn ich keinen Dienst hatte, war nicht zu verachten.

Da saßen wir nun seit vier Stunden, Suko und ich, und sprachen über unsere gemeinsamen Erlebnisse, über Shao, über Jane. Eigentlich hatte ich den Abend mit Jane Collins verbringen wollen, aber sie hatte bedauernd abgewunken. Sie hatte einen dringenden Fall am Hals, und für Privatdetektive gab es keine geregelten Arbeitszeiten.

Es war aber auch so ein gelungener Abend.

Wir hatten genügend Gesprächsstoff, so daß ich nicht gerade begeistert war, als um elf Uhr nachts das Telefon klingelte. Die Störung paßte mir nicht, weil wir gerade über den Schwarzen Tod und Myxin, den Magier, sprachen und darüber, wie wir den Magier aus seinem langen Schlaf geweckt hatten.

»Geh einfach nicht ran, John«, meinte Suko und verzog sein Pfannkuchensicht zu einem breiten Grinsen. »Du bist eben nicht daheim.«

Ich seufzte und hob ab. »Ich habe so etwas wie ein Gewissen, mein Bester. Und vielleicht braucht man mich dringend. – Ja, hallo!« rief ich in den Hörer.

Zuerst drang nur Rauschen und Knacken an mein Ohr. Die Verbindung war außerordentlich schlecht, vielleicht ein Auslandsgespräch.

»Hallo, hören Sie mich?« rief ich. »Melden Sie sich!«

Endlich kam auch eine Stimme durch, eine Männerstimme, aber sie war ganz schwach und verzerrt, so daß ich kaum ein Wort verstand.

»… Gefahr, John… höchste Gefahr… beeilen…«

»Hallo, spechen Sie lauter!« schrie ich. »Ich kann Sie fast nicht verstehen! Wer sind Sie?«

»… weit weg… Tor… bald schon zu spät… John, hier ist… ist… Charly… Charly…«

Plötzlich begriff ich. Es lag nicht nur an der schlechten Verbindung, sondern mit diesem Mann stimmte etwas nicht. Auch in den Momenten, in denen seine Stimme klar durchkam, sprach er gepreßt und röchelnd.

»Wo sind Sie?« rief ich angespannt. »Sagen Sie mir, wo Sie sind, dann helfe ich Ihnen!«

»… unmöglich… keine Chance… kann nicht weiterleben! Ich sterbe! Der Engel war da. Er hat alle Kräfte der Hölle… gegen mich entfesselt!«

Ich lauschte gebannt. Schlagartig war die Verbindung hervorragend. Vielleicht handelte es sich doch um ein Ortsgespräch? Ich unterbrach den Anrufer nicht, weil er offenbar Schwierigkeiten hatte zu sprechen.

»Ich habe keine Chance mehr«, fuhr er fort. »John, du mußt retten, was noch zu retten ist. Wenn sie das Höllentor finden, ist es zu spät. Der Wächter wird ihnen helfen! Ich… ich bin am… Ende… John!«

Nach diesem gequälten Aufschrei brach die Verbindung ab. Ich konnte machen, was ich wollte, ich hörte nichts mehr.

Langsam ließ ich den Hörer auf den Apparat sinken. Suko beugte sich zu mir herunter. Sprungbereit stand er vor mir.

»Was ist los?« fragte er gespannt. »Wer war das eben?«

»Er nannte sich Charly.« Ich suchte in meiner Erinnerung und schüttelte den Kopf. »Ich kenne viele, die Charly heißen, aber ich habe keine Ahnung, welcher Charly das war. Er scheint mich auf jeden Fall gut zu kennen.«

»Weiter!« Suko fieberte danach, den Rest des Gesprächs zu erfahren. »Was hat er gesagt?«

»Nicht viel.« Ich wußte noch jedes Wort. »Er hat von höchster Gefahr gesprochen, von einem Höllentor und einem Wächter. Und dann sagte er noch, er habe keine Chance mehr. Der Engel war bei ihm und hat alle Kräfte der Hölle gegen ihn entfesselt.«

»Kräfte der Hölle!« Suko richtete sich energiegeladen auf. »Dann ist es also ein Fall für uns!«

Ich sah zu dem baumlangen Chinesen hoch und nickte. »Sieht ganz

so aus, Suko! Es scheint ein Fall für uns zu sein. Aber verrate mir, wo ich einhaken soll!«

Er runzelte verblüfft die Stirn. So weit hatte er offenbar noch nicht überlegt.

»Na… einhaken«, meinte er zögernd. Endlich zog ein Lichtschimmer über sein rundes Gesicht. »Bei diesem Charly! Du brauchst nur festzustellen, wer dich angerufen hat. Dann ist alles klar.«

Ich sah ihn verblüfft an und mußte grinsen. »O ja, wirklich sehr einfach! Ich mache also eine Liste von ungefähr zweihundert Charlies und…«

Suko zog ein enttäuschtes Gesicht und winkte ab. »So genau wollte ich es gar nicht wissen«, murmelte er und griff nach seinem Glas.

***

Am folgenden Morgen mußte ich ins Büro. Ich hätte mir gern die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr freigenommen, doch das ging nicht. Es gab zuviel Arbeit.

Während ich mit meinem silbermetallicfarbenen Bentley zum Yard fuhr, dachte ich über den Anruf nach. Die ganze Nacht hatte er mich nicht in Ruhe gelassen. Immer wieder war ich aufgewacht und hatte darüber nachgedacht.

Einen schlechten Scherz schloß ich aus. Dazu hatte der Anruf zu echt geklungen.

Wenn mich nicht alles täuschte, lebte der Anrufer nicht mehr. Er hatte mich wahrscheinlich mit letzter Kraft angerufen, um mich zu warnen.

Charly!

Wer konnte es nur sein? Und warum war die Verbindung so stark gestört gewesen? Es kam auch in London vor, daß das Leitungsnetz überlastet war, aber nicht sonntags um elf Uhr nachts.

Tief in Gedanken versunken fuhr ich im Yard mit dem Aufzug zu meinem Büro hoch und durchquerte das Vorzimmer.

»Guten Morgen«, sagte ich ganz automatisch zu meiner Sekretärin.

Normalerweise begann Glenda Perkins die Woche damit, daß sie mir einen neuen, viel zu engen Pulli präsentierte – natürlich an sich selbst – und daß sie einen heißen Flirt startete. Heute bekam ich nicht einmal Antwort auf meinen Gruß.

Verblüfft wandte ich mich zu Glenda um.

»Was ist denn los?« fragte ich erschrocken, als sie mit dem Handrücken ein paar Tränen wegwischte.

»Stellen Sie sich vor, Catfield ist tot«, murmelte sie mit erstickter Stimme. »Ich habe es vorhin erfahren.«

»Catfield?« Den kannte ich flüchtig, aber wieso traf es Glenda so hart. »Waren Sie mit ihm befreundet?«

Sie schluckte schwer. »Ich habe mich oft mit ihm unterhalten, als er noch hier bei uns im Yard arbeitete. Und ich habe ihn einmal in seinem Büro besucht. Sie wissen doch, er hat eine Privatdetektei aufgemacht.«

»Ja, ich weiß!« Catfield. Er hatte im Betrugsdezernat gearbeitet und war mir ein paarmal in der Kantine oder bei Besprechungen begegnet. Vor zwei Jahren hatte er dann die Nase von der Polizei voll gehabt und sich selbständig gemacht. Seither hatte ich nie mehr etwas von ihm gehört. »Wie ist es denn passiert? Er war doch noch jung.«

»Siebenunddreißig.« Glenda brach erneut in Tränen aus. »Ich habe keine Ahnung, wie es pssiert ist. Ich weiß nur, daß Charly tot ist.«

Ich wollte schon in mein Büro gehen, doch das gab mir einen Ruck. Ich wirbelte so schnell herum, daß Glenda zurückzuckte.

»Was haben Sie eben gesagt?« rief ich.

Sie machte große Augen. »Daß ich nicht weiß, wie es passiert ist, Mr. Sinclair.«

»Nein, das meine ich nicht.« Ich mußte meine Ungeduld niederkämpfen. »Das andere! Wie hieß Catfield?«

»Catfield«, antwortete sie verständnislos. »Charly Catfield.«

***

Der Mann nannte sich Serapho. Im normalen Leben trug er einen ganz gewöhnlichen, unauffälligen Namen. Seinen Freunden und Mitverschworenen war er aber nur als Serapho bekannt.

Noch in der Nacht vom Sonntag auf den Montag erhielt er den Befehl, den Inhaber einer Londoner Telefonnummer ausfindig und unschädlich zu machen. Der Anruf kam aus dem Ausland und war sehr kurz. Viele Worte waren überflüssig. Wenn der Anführer selbst einen Befehl erteilte, stellten seine Mitarbeiter keine Fragen. Dann fügten sie sich wortlos.

Serapho machte sich morgens sofort an die Arbeit. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, den Besitzer der Telefonnummer herauszufinden. Er hatte auch ein geeignetes Mittel, um diesen Mann ins Jenseits zu befördern. Es störte ihn allerdings, daß es sich um einen Oberinspektor von Scotland Yard handelte. Ob der Anführer das wußte?

Serapho hätte gern rückgefragt, doch das konnte er nicht. Er wußte nicht, wo er seinen Meister erreichen konnte.

Also blieb ihm nichts anderes übrig, als den Befehl auszuführen. Oberinspektor John Sinclair mußte sterben.

Der Mörder ging methodisch vor. Zuerst rief er bei Scotland Yard an und erkundigte sich, ob der Oberinspektor in seinem Büro war. Er war es, und bevor der Anruf auf seinem Schreibtisch landete, hängte Serapho ein.

Dann fuhr er zu dem modernen Apartmenthaus, in dem Sinclair wohnte. Hier gab es die nächste Schwierigkeit, nämlich einen Pförtner. Serapho trug Arbeitskleidung und einen Werkzeugkasten. Doch das allein genügte nicht. Er kam an dem aufmerksamen Wächter des Hochhauses nicht vorbei.

»Zu wem wollen Sie?« rief ihn der Portier an, als er zu den Aufzügen gehen wollte.

Serapho reagierte geistesgegenwärtig. Er hatte sich einen der Namen des Mieterverzeichnisses gemerkt.

»Mrs. Hendergast hat mich bestellt, ihre Wasserleitung ist undicht«, antwortete er und zog seine Schirmmütze so weit ins Gesicht, daß der Portier ihn nicht genau sah.

Der Pförtner rief bei Mrs. Hendergast an. Serapho wartete scheinbar ungerührt ab. Mrs. Hendergast war nicht zu Hause.

»Macht nichts«, erklärte der Mörder und holte einen Schlüssel aus der Tasche. »Sie hat mir gestern den Schlüssel geschickt, damit ich auf jeden Fall heute reparieren kann. Ich komme schon zurecht.«

Er konnte ungehindert passieren, fuhr zu John Sinclairs Apartment hinauf und öffnete die Tür mit einem Dietrich.

Mit einem teuflischen Grinsen versteckte er die Bombe, die er in seinem Werkzeugkasten bei sich trug, unter der Sitzgarnitur. Dann schloß er die Augen und konzentrierte sich.

»Mächte der Finsternis, helft!« flüsterte er beschwörend. »Helft! Vollendet das Werk!«

Nach einigen Minuten löste er sich aus seinem Trancezustand. Der »Zünder« war eingestellt. Jetzt gab es nichts mehr, was John Sinclair bei seiner Rückkehr in sein Apartment retten konnte.

Von dem Portier unbemerkt verließ der Mörder das Hochhaus und tauchte im Gewühl der Passanten unter.

***

Superintendent Powell zuckte erschrocken zusammen, als ich ohne Voranmeldung in sein Büro stürmte.

»Sinclair! Was ist denn passiert?« rief er.

Ich blieb vor meinem Vorgesetzten stehen. »Das möchte ich von Ihnen hören«, antwortete ich. »Charly Catfield!«

Er nickte verstehend. »Ach so, Sie haben es schon gehört. Ja, das ist eine böse Sache. Es hat ihn letzte Nacht auf Island erwischt. Wir haben es von der Polizei in Reykjavik erfahren. Catfield wollte Urlaub machen und hatte ein kleines Ferienhaus gemietet. Es liegt etwas außerhalb von Reykjavik. Am Morgen ist er tot aufgefunden worden. Ich glaube, es war Herzversagen.«

»So, Sie glauben!« Ich stützte mich auf dem Schreibtisch ab und beugte mich zu Sir Powell hinunter. »Sie wissen nicht zufällig, wie er

gefunden wurde?«
Er sah erstaunt zu mir hoch. »Er wollte vermutlich noch nach einem Arzt telefonieren. Den Hörer hielt er in der Hand und…«
Ich schüttelte den Kopf. »Irrtum, Sir, er hat mit mir telefoniert.«
Ich schilderte Sir Powell den genauen Verlauf des Gesprächs und erklärte auch, daß es ein Fall für mich war.
Sir Powell war einverstanden.
Von Glenda ließ ich mir die Adresse von Catfields Büro in London heraussuchen und fuhr hin. Das Büro entpuppte sich als ein Raum seiner Privatwohnung. Seine Sekretärin war gleichzeitig seine Ehefrau gewesen. Sie gab mir bereitwillig Auskunft.
»Viel weiß ich leider auch nicht«, sagte sie gefaßt. »Charly sollte für Mr. Athering etwas erledigen.«
»Athering, der Millionär?« fragte ich überrascht. »Der seine Finger im Stahlgeschäft hat?«
Sie nickte. »Sein Sohn Bill ist verschwunden. Charly hat dessen Spur nach Island verfolgt. Mehr hat er mir nicht gesagt.«
Anschließend besuchte ich Mr. Athering in seinem Monsterbüro, in dem man den halben Scotland Yard hätte unterbringen können.
»Warum kümmert sich die Polizei um diese Angelegenheit?« fragte der Millionär unbehaglich, als ich ihm erklärt hatte, weshalb ich gekommen war. »Hätte ich polizeiliche Nachforschungen gewünscht, wäre ich zu Scotland Yard gegangen.«
»Sie haben es aber vorgezogen, einen Privatdetektiv anzustellen«, sagte ich unbeeindruckt. »Ich weiß. Charly Catfield. Er ist tot. Deshalb bin ich hier.«
Die Nachricht von Catfields Tod erschütterte Athering zwar nicht besonders, aber nach zehn Minuten hatte ich ihn so weit, daß er mit der Sprache herausrückte.
Demnach hatte sein Sohn Bill erklärt, er wolle nichts mehr von seinem Vater und seinen Millionen wissen. Er habe etwas Besseres gefunden.
»Seit dieser Auseinandersetzung ist Bill verschwunden«, schloß Mr. Athering seinen wenig aufschlußreichen Bericht. »Island, sagen Sie? Wieso Island?«
Ich stand seufzend auf. »Ich hatte gehofft, genau das von Ihnen zu erfahren, Mr. Athering«, antwortete ich und verabschiedete mich enttäuscht.
Von meinem Apartment aus wollte ich Jane Collins anrufen und sie einladen, mich nach Island zu begleiten. Suko traf ich vermutlich zu Hause an, also zwei Schritte von meinem eigenen Apartment entfernt.
Ich brachte den Bentley in die Tiefgarage des Hochhauses und fuhr zu meiner Etage hinauf. Nichtsahnend näherte ich mich meiner Wohnungstür.

***

So hoch im Norden wurde es im Winter auch tagsüber nicht hell. Island lag in Dunkelheit.

In den Städten und Dörfern brannte in den Häusern Licht. Vor den Fenstern tanzten Schneeflocken in einem leichten Wind hin und her.

Die Menschen ahnten nicht, was sich in einem anderen Teil der Insel abspielte. Dort türmten sich über dem festen Land riesige Wolkenmassen auf. Blitze zuckten auf die Erde herunter. Der Donner rollte pausenlos.

Orkanartige Stürme fegten über die schneebedeckten Hügel, trieben Fontänen von Eiskristallen hoch und erfüllten die Luft mit orgelndem Jaulen und Heulen.

Von Zeit zu Zeit brach die Erde auf. Haushoch schossen dampfende Wasserstrahlen hervor und gefroren unter dem mörderischen Sturm zu Eis. Die Eissäulen kippten zur Seite und zersprangen auf dem harten Boden. Der Wind trieb die Trümmer vor sich her.

Spalten klafften auf, gelbe Schwefeldämpfe stiegen zischend hervor, hielten sich einige Sekunden lang und wurden verweht. Dann war die ganze Gegend von einem unerträglichen Pesthauch erfüllt.

An manchen Stellen schmolz die dicke Schneedecke und brach ein. Brodelnde, kochende Sümpfe kamen zum Vorschein, bildeten in Sekundenschnelle eine neue Eiskruste und wurden zugeschneit.

Es war ein Land, das Menschen verschlossen sein mußte. Hier konnte niemand leben.

Und doch stand ein alter Mann, auf einen Stab gestützt, inmitten der tosenden Urgewalten. Ruhig schweifte sein Blick über die dunkle Landschaft. Sein zahnloser Mund formte fremdartige Laute, unverständliche Worte.

Die Kleidung hing in Lumpen um seinen hageren Körper. Durch zahlreiche Löcher pfiff der Wind. Es machte dem Alten nichts aus.

Endlich löste er sich aus seiner Erstarrung und ging mit weit ausgreifenden Schritten über ein ebenes Schneefeld.

Er hatte noch nicht die Hälfte der weißen Fläche überquert, als der Schnee vor ihm aufbrach. Giftige Schwefeldämpfe hüllten den Mann ein. Kochendes Wasser schoß aus der Tiefe hervor. Direkt vor seinen Füßen war ein ebenfalls kochender Morast von Dampfblasen.

Der Alte schritt unbeirrt weiter. Seine Beine versanken im Sumpf.

Tiefer und tiefer geriet er in den übelriechenden Morast, während er unbeirrt auf den Mittelpunkt des Schneefeldes zusteuerte.

Sekunden später war er in der heißen schlammigen Masse verschwunden.

Über ihm erstarrte die Oberfläche des Sumpfes zu Eis. Der Geysir verwandelte sich in eine Eissäule, die der Sturm umwarf und zerschmetterte.

Dichte Schneewolken verteilten sich auf dem zugefrorenen Schlammloch bis keine Spur mehr zurückblieb.
Der Orkan steigerte seine Wut. Die Luft erzitterte unter den jaulenden Tönen.
Die Menschen in ihren lichterfüllten, warmen Häusern ahnten nichts davon. Sie sahen nur die sanft auf die Erde fallenden Schneeflocken und freuten sich über den stillen Winter dieses Jahres.

***

Ich hörte das Telefon schon auf dem Korridor. Wie immer, wenn man sich besonders beeilt, funktionierte gar nichts. Zuerst fand ich den Schlüssel nicht, dann fiel er mir aus der Hand, und zuletzt hakte das Schloß.
Endlich hatte ich die Tür offen, knallte sie hinter mir wieder zu und stürmte zum Telefon, riß den Hörer ans Ohr und meldete mich.
»Na endlich!« Jane Collins lachte unbeschwert. »Ich habe im Yard erfahren, daß du nicht da bist, deshalb probiere ich…«
Mehr hörte ich nicht.
Um den Hals trug ich ein geweihtes silbernes Kreuz. Von diesem Kreuz aus schossen gleißende Strahlen nach allen Seiten und hüllten mich in einen durchsichtigen Käfig aus Licht ein.
Im selben Moment flog mein Apartment in die Luft. Ich sah einen orangeroten Lichtblitz und ließ mich instinktiv fallen. Der Lichtkäfig wanderte mit mir, hüllte mich noch immer ein.
Die Sofas lösten sich auf. Die Trümmer flogen mir um die Ohren. Flammen leckten nach allen Seiten.
Die Fenster splitterten, die Lampen barsten. Die Wand zur Nachbarwohnung wölbte sich. Tiefe Risse entstanden. Endlich stürzte die Mauer in sich zusammen.
Und ich lag mitten in diesem Inferno auf dem Boden, eingehüllt in die schimmernden, durchsichtigen Fäden – und spürte von alldem nichts!
Ich war wie betäubt, aber nur von dem Schock. Weder die herumsirrenden Splitter der Bombe noch die Trümmer meiner Einrichtung trafen mich. Sie glitten an der leuchtenden Hülle ab.
Auf der anderen Seite der zerschmetterten Trennwand richtete sich Suko auf. Die Explosion hatte sich auf der Seite zu seinem Apartment ereignet.
Er war blaß, soweit ich das bei seiner Hautfarbe überhaupt sehen konnte, und riß seine schmalen Augen weit auf. Fassungslos blickte er dorthin, wo sich vor wenigen Sekunden noch eine massive Mauer befunden hatte. Dann sah er mich.
»John!« rief er, wollte zu mir herüberlaufen, prallte jedoch zurück.
Ich konnte mir den Grund denken. Es war die leuchtende Aura, die

ihn stocken ließ.
Ich raffte mich auf. Es bestand keine Gefahr mehr.
Genau so plötzlich, wie sie entstanden war, verschwand die schimmernde Erscheinung. Suko holte tief Luft, sprang über die Reste der Mauer hinweg und blieb vor mir stehen. Er deutete auf meine Brust.
»Das Kreuz«, murmelte er. »Ich habe es ganz deutlich gesehen! Es hat diesen Käfig erzeugt!«
»Der mir das Leben gerettet hat«, ergänzte ich. »Ich verstehe nur nicht, wieso es auf eine gewöhnliche Bombe angesprochen hat. Es schützt mich oft vor Gefahren durch Dämonen, aber eine Bombe…?«
Wir konnten nicht weitersprechen, weil draußen auf dem Korridor Stimmengewirr aufbrandete. An der ebenfalls zerstörten Eingangstür versammelten sich die Nachbarn. Unten auf der Straße gellten Sirenen.
Der Portier drängte sich zwischen den Leuten durch, stürmte in mein Apartment und blieb fassungslos stehen.
»Was ist denn hier passiert!« rief er aus.
Ich zuckte die Schultern. »Wir haben beschlossen, daß wir unsere Apartments zu einer Großwohnung vereinigen«, antwortete ich, aber er schien mir nicht zu glauben.

***

Mit dem Feuerlöscher vom Korridor erstickten wir die schwelenden Glutnester, die durch die Explosion entstanden waren. Dann war auch schon die Feuerwehr zur Stelle. Spezialisten untersuchten den Fußboden und die Decke, doch wenigstens daran war kein Schaden entstanden.
»Der Druck hat sich nach allen Seiten entladen«, erklärte mir der Brandmeister. »Ein Wunder, daß Sie überlebt haben.«
Ich ging nicht weiter darauf ein, sondern verständigte von Sukos Wohnung aus die Bombenspezialisten von Scotland Yard. Sein Telefon war heil geblieben, während sich meines in sämtliche Bestandteile aufgelöst hatte.
Als ich das Gespräch beendet hatte, starrte ich auf Sukos Apparat. Plötzlich erinnerte ich mich.
»Jane!« rief ich und wählte hastig ihre Nummer. »Sie hat mit mir gesprochen, als es passierte. Sie macht sich bestimmt schon Sorgen!«
Suko tippte mir auf die Schulter, während ich im Hörer nur Tuten vernahm. »Sie macht sich wirklich Sorgen«, sagte er grinsend und deutete zum Eingang.
Jane Collins stand in meinem Apartment und starrte entsetzt auf die Trümmer. Als sie mich entdeckte, kam sie zu uns herüber und fiel mir um den Hals.

»John, ich hatte solche Angst!« rief sie lachend und weinend. »Ich habe die Explosion noch gehört, bevor die Verbindung abbrach. Und dann die vielen Polizeiwagen und die Feuerwehr vor dem Haus! Ich… ich habe schon geglaubt…«

Ich drückte sie an mich. »Ist ja noch einmal gut gegangen«, murmelte ich. Und dann erzählte ich ihr genau, wie sich alles abgespielt hatte. Sie hörte mir ungläubig zu, hatte aber auch keine Erklärung dafür, daß mich das Kreuz gerettet hatte.

Einer der Bombenspezialisten kam zu uns über die Mauertrümmer geklettert. Er musterte mich merkwürdig forschend.

»Haben Sie in Ihrem Apartment etwas verändert, Herr Oberinspektor?« erkundigte er sich.

Ich schüttelte erstaunt den Kopf. »Wie kommen Sie auf diese Idee?«

Er druckste herum, bis er endlich mit der Sprache herausrückte. »Wir haben alles abgesucht, aber keinen Zünder gefunden. Können Sie mir sagen, wie eine Bombe ohne Zünder hochgehen kann?«

Ich starrte ihn verblüfft an. In meinem Kopf ordneten sich die Gedanken.

»Schon gut, danke«, murmelte ich und wartete, bis der Kollege gegangen war. Dann erst wandte ich mich an meine Gefährten. »Das könnte die Lösung sein! Kein Zünder! Das heißt, kein herkömmlicher Zünder! Und deshalb hat das Kreuz angesprochen und mich geschützt.«

Jane Collins begriff sofort. »Du meinst, daß die Bombe durch dämonische Kräfte gezündet wurde?«

»Eine andere Erklärung habe ich nicht«, antwortete ich.

»Aber warum?« rief Suko, »John, verheimlichst du uns etwas? Arbeitest du an einer brisanten Sache?«

»Da ist nur der Anruf von gestern abend, und den hast du selbst miterlebt.«

Ich grinste flüchtig. »Außerdem, was heißt hier verheimlichen? Es gibt Vorschriften. Und die besagen, daß ein Oberinspektor von Scotland Yard nicht mit jedem über seine aktuellen Fälle sprechen darf.«

»Wir sind nicht jeder«, erklärte Jane Collins entschieden. »Also, was läuft gegenwärtig bei dir?«

Fünf Minuten später wußten sie alles, angefangen von Charly Catfields überraschendem Tod auf Island bis zu meinem Entschluß, selbst nach Reykjavik zu fliegen.

Wie erwartet, bekam ich sofort zwei Begleiter. Suko widmete sich ohnedies mit Begeisterung der Bekämpfung von Geistern und Dämonen. Und Jane Collins verzichtet auf den lukrativsten Auftrag als Privatdetektivin, wenn sie mit mir auf Einsatz gehen kann. Shao wollte dagegen nicht mit.

Ich rief noch einmal im Yard an und bat Glenda, auch für Suko und Jane Tickets nach Island zu reservieren.

»Und dann noch etwas, mein Engel«, fügte ich absichtlich so laut hinzu, daß Jane vor Eifersucht schmale Augen bekam. »Sorgen Sie dafür, daß mein Apartment wieder bewohnbar ist, wenn ich zurückkomme? Sie können doch so gut organisieren.«

»Wird erledigt«, versprach Glenda geschmeichelt.

»Du kannst ja deine Glenda nach Island mitnehmen, wenn sie so fabelhaft ist«, versetzte Jane bissig.

Ich winkte ab. »Glenda kann nicht so herrlich wütend werden wie du, Darling!« antwortete ich und kletterte in mein Apartment hinüber, um das wichtigste Gepäckstück für meine Reise zu holen.

Meinen Spezialkoffer.

***

Der Mann, der sich Serapho nannte, war hundertprozentig davon überzeugt, daß sein Anschlag gelungen war. Er hatte die Bombe mit seinen übersinnlichen Fähigkeiten so eingestellt, daß sie nur dann explodierte, wenn sich John Sinclair in ihrer unmittelbaren Nähe aufhielt.

Sie war explodiert. Das bedeutete, daß Sinclair direkt daneben gestanden hatte. Und so etwas überlebte kein Mensch.

Schon wollte sich Serapho von dem Hochhaus entfernen, vor dem er auf den Erfolg seines Unternehmens gewartet hatte, als ihn eine innere Stimme warnte. Er drückte sich tiefer in den Hauseingang des gegenüberliegenden Gebäudes und beobachtete weiter.

Polizei und Feuerwehr rückten an, dazu ein Krankenwagen. Der Einsatz war jedoch sehr schnell zu Ende. Verdächtig schnell, fand Serapho.

Es kam kein Leichenwagen. Vergeblich wartete er auch auf die Wagen der Mordkommission.

Nach etwa zwei Stunden rollte ein silbergrauer Bentley aus der Tiefgarage. Im letzten Moment erkannte der Attentäter den Mann hinter dem Steuer. Er hatte ihn sich angesehen, als er das Haus betreten hatte.

John Sinclair!

Sekundenlang blieb er betroffen stehen. Er hätte den Anschluß verpaßt, hätte der Oberinspektor nicht neben einem der Polizeiwagen gehalten und mit einem der Yarddetektive gesprochen.

Hastig lief Serapho zu seinem eigenen Wagen, startete und hängte sich an den silbergrauen Bentley.

Sie fuhren zum Flughafen. In der Abfertigungshalle war Serapho dicht hinter Sinclair, einem hünenhaften Chinesen und einer bildhübschen Blondine, deren Figur einsame Spitze war. Der

Attentäter achtete jedoch weder auf ihre golden schimmernden Haare noch auf ihre Proportionen, sondern versuchte nur, die Namen der beiden Begleiter Sinclairs und ihr Ziel herauszufinden.

Er zuckte erschrocken zusammen, als er hörte, daß sie nach Island fliegen wollten. Sekundenlang zögerte er und verpaßte die Chance, die drei noch in der Abfertigungshalle zu erledigen. Nachdem sie die Paßkontrolle hinter sich gebracht hatten, kam er nicht mehr an sie heran.

Vielleicht war das ganz gut, überlegte er. Der Anführer hatte befohlen, den Besitzer einer ganz bestimmten Telefonnummer zu beseitigen. Von dieser Jane Collins und dem Chinesen namens Suko war nie die Rede gewesen.

Serapho wartete, bis die drei Freunde abgeflogen waren. Erst dann lief er zum nächsten Postamt und rief in Island an.

So kam es, daß die Gegenseite bereits über ihr Kommen Bescheid wußte, als sich die drei ahnungslosen Passagiere noch an Bord der Maschine nach Reykjavik befanden. Und daß sich eine Gruppe von Leuten in Island auf eben diese Ankunft vorbereiten konnte.

Und zwar mit tödlicher Sorgfalt.

***

Glenda Perkins war wirklich eine perfekte Sekretärin. Als wir abends in Reykjavik aus dem Flugzeug stiegen, hatten wir bereits Hotelzimmer. Außerdem warteten am Zoll zwei uniformierte Polizisten höheren Ranges. Ich merkte mir nur den Namen des Lieutenants, Bengtson.

Er schleuste uns durch den Zoll, und das war mir recht angenehm. Bei einer anderen Auslandsreise hatte ein besonders genauer Zollbeamter einmal darauf bestanden, meinen Spezialkoffer zu durchsuchen. Danach hielt er mich für einen Zauberkünstler und Illusionisten. Ich vermied solche Mißverständnisse lieber.

»Sie sind sicher nicht nur hier, um uns zum Hotel zu bringen«, sagte ich, während wir auf den Ausgang zustrebten. »Ich möchte übrigens gleich versichern, daß ich nicht offiziell auftrete. Ich bin Tourist. Das gleiche gilt für meine Begleiter.«

Trotz des verbindlichen Lächelns des Lieutenants merkte ich, daß er nicht sehr über unseren Besuch erfreut war. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß er und sein Begleiter Janes Gepäck trugen.

»Mr. Sinclair«, sagte Bengtson höflich und ließ absichtlich meinen Dienstgrad bei der englischen Polizei weg. »Sie sind Touristen, aber Sie interessieren sich für den Tod von Mr. Catfield. Schön, dagegen haben wir nichts. Doch wir denken, daß Sie sehr schnell zu dem gleichen Schluß kommen wie wir, wenn Sie erst einmal alles gesehen haben.«

»Scotland Yard hat uns darüber unterrichtet, weshalb Sie kommen«, erklärte sein Begleiter. »Superintendent Powell von Ihrer Dienststelle hat uns gebeten, Ihnen zu helfen. Das tun wir natürlich gern.«

»Damit wir bald wieder abreisen«, platzte Jane heraus.

Bengtson ließ sich nicht erschüttern. »Wir freuen uns immer über Besucher auf unserer Insel«, erklärte er verbindlich. »Besonders über so hübsche und charmante, Miß Collins.«

»Und von mir redet mal wieder niemand«, sagte Suko und schob sich grinsend in den Polizeiwagen. Dazu mußte er seine hünenhafte Gestalt zusammenfalten.

»Lieutenant«, wandte ich mich an Bengtson, sobald wir alle eingestiegen waren. »Sagen Ihnen die Begriffe ›Engel‹, ›Höllentor‹ und ›Wächter‹ etwas?«

Während sein Begleiter den Wagen steuerte, drehte sich Bengtson erstaunt zu mir um. »Engel und Wächter sind allgemein bekannte Wörter, Mr. Sinclair. Höllentor? Auf Island gibt es eine Zone, die so genannt wird. Ein sehr unfreundliches Gebiet im Norden. Geysire, Schwefeldämpfe, heiße Sümpfe. Ich würde Ihnen nicht raten, dorthinzufahren. Touristen meiden diesen Abschnitt.«

»Warum heißt dieses Gebiet Höllentor?« erkundigte sich Jane beiläufig. Sie verbarg ihr Interesse so gut, daß nicht einmal ich merkte, wie sehr sie auf die Antwort wartete. Ich wußte es nur, weil ich meine Begleiterin gut kannte.

»Es gibt eine alte Legende, wonach sich in diesem Gebiet der Zugang zur Hölle befinden soll.« Der Lieutenant zuckte lachend die Schultern. »Aber das sind Geschichten! Märchen! So, hier ist das Hotel. Wenn es Ihnen recht ist, lasse ich Ihr Gepäck hineinbringen. Wir fahren dann gleich weiter.«

»Und wohin?« fragte ich unbehaglich. Ich mochte es nicht, daß wir so überrumpelt wurden.

»Zuerst in den Bungalow, den Mr. Catfield gemietet hatte und in dem er auch starb.« Bengtson winkte einen Pagen heran und erteilte ihm einige Anweisungen. »Danach können Sie Charly Catfield sehen.«

»im Leichenschauhaus?« fragte Suko.

»Wo sonst?« Der Lieutenant musterte ihn erstaunt.

»Sie haben mir noch immer nicht ihre Theorie über Charlys Tod erklärt«, mahnte Jane.

»Der Arzt hat eine tödliche Schwefelvergiftung festgestellt.« Bengston überwachte persönlich das Ausladen unseres Gepäcks. Nur meinen Spezialkoffer gab ich nicht aus der Hand.

»Wir sind überzeugt, daß sich Mr. Catfield bei einem seiner Spaziergänge zu nahe an eine Felsspalte mit giftigen Dämpfen herangewagt hat. Er wollte noch einen Arzt anrufen und…«

»Irrtum«, fiel ich ihm ins Wort. »Er rief mich an.«

Der Lieutenant stutzte. »Dann dachte er eben in seinen letzten Minuten an seinen besten Fraund und…«

»Irrtum«, unterbrach ich ihn zum zweiten Mal. »Wir waren nicht befreundet. Er wußte nur, daß ich mich, auf mysteriöse Fälle spezialisiert habe.«

»Dann wählte Mr. Catfield eben mit letzter Kraft Ihre Nummer«, fuhr der Lieutenant nervös fort. »Und anschließend brach er…«

»Irrtum«, sagte ich zum dritten Mal. »Vorher rief er bei Scotland Yard an, weil er meine Privatnummer nicht kannte. Ich habe mit unserer Telefonistin gesprochen. Sie behauptet, daß Charlys Stimme ganz normal geklungen hat, nur nervös. Als er mit mir sprach, lag er bereits im Sterben.«

»Er hat die tödliche Dosis also erst zwischen diesen beiden Anrufen bekommen«, bemerkte Suko.

Lieutenant Bengtson warf uns einen unwilligen Blick zu und verschwand hastig in der Hotelhalle. Er wollte sich offenbar nicht über dieses Thema unterhalten.

Fünf Minuten später fuhren wir weiter. Am Stadtrand von Reykjavik hielten wir in einer neu erbauten Siedlung aus winzigen Bungalows.

»Das ist der Touristenpark«, erläuterte der Lieutenant. »Und hier im ersten Bungalow hat Mr. Catfield gewohnt. Er ist noch nicht wieder vermietet.«

Der Lieutenant schloß auf und schaltete das Licht ein. Ich wollte hinter ihm eintreten, prallte jedoch gegen ihn. Er blieb abrupt stehen.

Ich blickte über seine Schulter und konnte sein Erschrecken verstehen.

Am Tisch saß, den Telefonhörer in der Hand, Charly Catfield.

Genauer gesagt, Charly Catfields Leiche.

***

»Ich habe es doch geahnt«, murmelte Suko. »Ich weiß nicht warum, aber ich habe geahnt, daß hier etwas nicht stimmt!«

»Das…. das ist…«, stammelte Bengtson.

Sein Begleiter stand nur stumm neben ihm.

»Das ist eine Überraschung, nicht wahr?« Ich schob mich an ihm vorbei und betrat den Raum. Dabei blickte ich mich vorsichtig um, doch hier drinnen hielt sich außer uns kein lebendes Wesen auf.

Charly trug einen dicken Pelz, der vollständig mit Schnee bedeckt war. Dabei hatte es seit unserer Ankunft nicht geschneit. Im Raum war es warm. Der Schnee taute. Lange konnte der Tote noch nicht in dieser Haltung sitzen. Unter seinen Stiefeln bildete sich eine Pfütze aus Schmelzwasser.

»Der ist erst seit zwei oder drei Minuten hier«, stellte Suko fest und wollte dem Toten den Hörer aus der Hand nehmen.

»Nichts berühren!« rief Lieutenant Bengtson scharf. »Wir müssen erst alles untersuchen.«

»Sie werden nichts erreichen«, behauptete ich. »Das hier ist eindeutig eine Warnung an mich. Wer immer Charly ermordet hat, will mich von der Insel vertreiben.«

Der Lieutenant fuhr zu mir herum. »Haben Sie ›ermordet‹ gesagt?« rief er verblüfft.

Ich nickte ernst. »Ich kann es Ihnen nicht mit den üblichen kriminalistischen Mitteln beweisen, aber Charly Catfield ist ermordet worden. Vielleicht ist er an einer Überdosis von giftigen Schwefelgasen gestorben, aber er ist damit vergiftet worden. Genauso, wie ich in London mit einer Bombe in die Luft fliegen sollte. Charlys Mörder ist der ›Engel‹. Wer mir an den Kragen wollte, weiß ich noch nicht, aber ich werde es herausfinden.«

Der Lieutenant ging nicht weiter darauf ein. »Bleiben Sie hier!« befahl er seinem Begleiter und verließ den Bungalow. Gleich darauf heulte der Automotor auf. Der Polizeiwagen entfernte sich schleudernd auf der vereisten Straße.

Der Bungalow hatte nur einen Raum und ein abgetrenntes Bad. Der isländische Kollege hielt mich nicht zurück, als ich mir alles ansah. Jane und Suko halfen mir dabei, doch wir konnten nichts finden. Es gab keine Spuren, die auf einen Mord hindeuteten. Es fand sich aber auch keine Erklärung, wieso der Tote hier und nicht im Leichenschauhaus war…

»Wissen Sie, wer in den anderen Bungalows wohnt?« erkundigte ich mich bei meinem schweigsamen Kollegen.

Er zuckte nur die Schultern. »Ich habe die Untersuchung nicht geführt, Mr. Sinclair.«

Das konnte eine Ausrede sein, doch ich forschte nicht weiter, sondern warf Suko nur einen Blick zu. Er senkte kaum merklich die Lider. Als der Polizist für einen Moment nicht auf ihn achtete, schlüpfte er aus dem Bungalow.

Bei unserer Ankunft hatten wir, wie in diesen Feriendörfern üblich, neben der Einfahrt ein Bürogebäude entdeckt. Wenn Suko mich richtig verstanden hatte, besorgte er dort eine Gästeliste.

Nach ein paar Minuten wurde der Polizist unruhig. »Wo bleibt Ihr Freund, Mr. Sinclair?« fragte er nervös.

»Er wird wohl frische Luft schnappen«, antwortete ich seelenruhig. »Davon haben Sie hier ja mehr als genug, nicht wahr?«

Er gab keine Antwort, suchte aber auch nicht nach Suko. Jane lächelte mir verstohlen zu. Wenn ich schon nicht offen auftreten durfte und uns die örtliche Polizei nicht unterstützte, mußten wir eben unsere eigenen Methoden anwenden – natürlich streng im Rahmen der isländischen Gesetze.

Suko und Lieutenant Bengtson betraten kurz hintereinander den Bungalow. Bengtson warf meinem Freund zwar einen mißtrauischen Blick zu, verzichtete jedoch auf Fragen.

»Ich verstehe das nicht«, sagte er ohne Einleitung. »Ich war in der Leichenhalle. Charly Catfield liegt noch immer in dem Kühlfach, in das wir ihn nach der Obduktion gelegt haben.«

Sein Blick war erwartungsvoll auf mich gerichtet. Zuerst hatte er nichts von einer Zusammenarbeit wissen wollen. Jetzt erhoffte er sich von mir eine Erklärung.

Ich warf einen abschätzenden Blick auf meinen Koffer und dann auf die Leiche. Keiner von uns wußte, wer der echte Charly Catfield war, dieser hier am Tisch des Bungalows oder der in der Leichenhalle.

»In diesem Fall spielen vermutlich übersinnliche Dinge eine wesentliche Rolle«, klärte ich meine isländischen Kollegen auf. »Das Höllentor, Geister und Dämonen.«

Bengtson wollte mich unterbrechen, doch ich winkte sofort heftig ab.

»Geben Sie mir freie Hand, dann kann ich es Ihnen wahrscheinlich beweisen«, verlangte ich.

Um seinen Mund spielte ein spöttisches Lächeln. Offenbar hielt er im Moment nicht allzuviel von uns dreien. »Meinetwegen«, sagte er herablassend.

Ich stellte meinen Spezialkoffer auf den Tisch und öffnete das Sicherheitsschloß so, daß das Betäubungsgas nicht ausströmte. Einen Unbefugten hätte es voll getroffen und außer Gefecht gesetzt.

Als ich den Deckel hochklappte, lagen die mit roten Samt ausgeschlagenen Fächer frei. Ich wählte die Gnostische Gemme, die eine sehr starke Gegenkraft zum Bösen darstellte.

Bevor ich meine Waffe einsetzte, warf ich noch einen Blick zu den beiden Polizisten. Sie sahen mir mit einem fast schon mitleidigen Lächeln zu. Ich kannte das von anderen Gelegenheiten, bei denen ich Ungläubige hatte überzeugen müssen.

Blitzschnell drückte ich Charly Catfields Leiche die Gemme gegen die Stirn.

Die Lichter im Bungalow flackerten. Vor dem Fenster heulte plötzlich ein wütender Sturm und rüttelte an den Scheiben. Die Tür sprang auf und krachte gegen die Wand.

Ein eisiger Windstoß fegte in den Raum und warf uns fast um. Im letzten Moment konnte ich mich am Tisch abstützen. Suko hielt Jane fest.

Bengtson schrie auf, als Millionen feiner Eiskristalle auf uns niederprasselten und wie glühende Nadeln stachen. Er riß schützend die Arme vor das Gesicht und starrte aus schreckgeweiteten Augen auf den Toten.

Beziehungsweise auf die Reste des Toten!

Von der Leiche war nicht mehr viel übrig. Unter der Kraft der Gemme schmolz das dämonische Trugbild. Das Gesicht fiel ein, die Augen sanken tiefer und tiefer in die Höhlen. Innerhalb weniger Sekunden mumifizierte der Tote. Auch seine Kleider zerfielen.

Als sich nach einer Minute die Leiche vollständig auflöste, blieb nicht einmal Staub zurück. Der Sturm verwehte sämtliche Spuren.

Kaum war auch der letzte Faden der Kleidung in die Dimension der Dämonen zurückgekehrt, als die Nebeneffekte aufhörten. Der Kampf zwischen meiner Gnostischen Gemme und den bösen Mächten war beendet. Diesmal hatte die Gemme gesiegt.

Das Licht brannte wieder mit voller Stärke, der Sturm legte sich. Wir konnten ungehindert atmen. Weder mörderische Kälte noch Eiskristalle hinderten uns daran.

»Das… das ist…«, stotterte Lieutenant Bengtson. »Mr. Sinclair, das kann ich nicht glauben!«

Ich erwiderte nichts, da er es ja mit eigenen Augen gesehen hatte. Jane schüttelte die Eiskristalle aus ihren Haaren und wischte sich das Gesicht trocken.

»Das hier war nicht Catfields Leiche«, erklärte sie den beiden Polizisten. »Es war eine Nachbildung, eine Erscheinung.«

»Wer sie geschaffen hat, wissen wir noch nicht«, ergänzte Suko. »Entweder ein Mensch mit übersinnlichen Fähigkeiten oder ein Dämon. Aber wir werden es herausfinden.«

Bengtson blickte fassungslos von einem zum anderen. Er widersprach uns nicht mehr. Dazu war der Beweis zu eindeutig gewesen.

Er griff nur nach dem Telefon, wählte und stellte ein paar Fragen. »Catfields Leiche in der Gerichtsmedizin hat sich nicht verändert«, meldete er, nachdem er wieder aufgelegt hatte. »Ich habe eigens einen Wächter aufgestellt.«

»Ausgezeichnet«, sagte Jane mit einem bezaubernden Lächeln. »Dann möchte der hübsche und charmante Besuch auf Ihrer Insel ins Hotel gebracht werden.«

Bengtson starrte sie verblüfft an und gab endlich seinem Begleiter einen Wink. Während uns sein Mitarbeiter mit dem Pplizeiwagen zum Hotel fuhr, blieb der Lieutenant zurück.

Ich konnte mir schon denken, was ihn an den Bungalow fesselte. Er suchte nach Spuren.

Er würde keine finden. Dämonische Kräfte hinterließen in den seltensten Fällen Hinweise, die in ein nüchternes Polizeiprotokoll paßten.

***

Als Angel Pollock den Anruf seines Vertrauensmannes aus London erhielt, war sein erster Gedanke: Serapho hat versagt.

Es konnte nicht anders sein, sein Vertrauensmann hatte einen Fehler gemacht. Deshalb war die Bombe zu früh oder zu spät hochgegangen. Eine andere Erklärung kam für Angel Pollock nicht in Frage. Er konnte sich nicht vorstellen, daß jemand ein Mittel gegen die übersinnlichen, dämonischen Kräfte besaß, deren sich seine kleine Organisation bediente.

Pollock war selbst zum Flughafen gefahren, um sich die drei Neuankömmlinge anzusehen. Er wußte nicht, wen er erwartete, aber irgendwie war er enttäuscht. Er stand so nahe, daß er die Begrüßung zwischen den isländischen Polizisten und den Londoner Besuchern hörte. Dieser Oberinspektor John Sinclair mit den blonden Haaren und den blauen Augen sah nicht so gefährlich aus, wie Pollock sich das vorgestellt hatte. Daran änderte auch die sichelförmige Narbe auf der rechten Wange nichts.

Die Frau war ausgesprochen hübsch und hatte eine tolle Figur. Ihre blonden Haare gefielen Angel Pollock ebenfalls, doch auch diese Miß Collins sah nicht so aus, als wäre sie eine große Gefahr.

Den Chinesen mit den Muskelpaketen, die sich sogar unter dem Wintermantel abzeichneten, und dem gutmütigen Gesicht streifte Pollock überhaupt nur mit einem flüchtigen Blick. Er hielt alle Menschen, die besonders sportlich durchtrainiert waren, für geistig beschränkt.

Daß er seine Gegner gewaltig unterschätzte, sollte ihm erst viel später aufgehen. Vorläufig beschränkte er sich darauf, sie zu beschatten.

Als sie zum Hotel fuhren, atmete er erleichtert auf, doch als sie anschließend sofort das Feriendorf besuchten, griff er zu einem drastischen Mittel. Er versetzte sich in Trance und ließ eine Kopie der Leiche des Privatdetektivs erscheinen.

Das war schon sein zweiter Fehler, denn er schreckte die drei Freunde keineswegs ab, wie er beabsichtigte, sondern reizte sie erst recht zu Nachforschungen.

Mit Entsetzen beobachtete Pollock, wie John Sinclair die Kopie der Leiche verschwinden ließ. Ihm dämmerte, daß Serapho in London keinen Fehler gemacht hatte, sondern daß dieser Sinclair über die Mittel verfügte, sich gegen dämonische Kräfte zur Wehr zu setzen. Wahrscheinlich verfügten seine beiden Begleiter über ähnliche Fähigkeiten.

Solche Leute konnte er auf Island nicht dulden, nicht jetzt, da er vor dem großen Erfolg stand.

Angel Pollock beschloß, daß schnellstens etwas geschehen mußte. Die drei Fremden sollten sterben – noch in dieser Nacht.

***

Während der Rückfahrt ins Hotel konnten wir nicht offen miteinander sprechen, sonst hätten es unsere Begleiter mitbekommen. Also beschränkten wir uns auf allgemeine Themen. So erkundigte ich mich zum Beispiel nach dem Wetter in der letzten Nacht.

»Es hat leicht geschneit, Mr. Sinclair«, antwortete der Fahrer. »Wir haben einen ungewöhnlich milden Winter.«

»Catfields Pelzmantel war jetzt über und über mit Schnee bedeckt«, warf Jane ein. »Als ob er durch einen Schneesturm gegangen wäre.«

»Wie haben Sie Catfield heute morgen aufgefunden?« erkundigte sich Suko. »Er saß doch so wie eben am Telefon. War sein Pelz auch schneebedeckt?«

Unserem Begleiter waren diese Fragen sichtlich unangenehm. Er beantwortete sie nur zögernd. »Der Schnee war längst geschmolzen, Mr. Suko. Doch Catfield war ganz bestimmt kurz vor seinem Tod in einen Schneesturm geraten. Ich weiß aber mit Sicherheit, daß es auf der ganzen Insel keinen Sturm gegeben hat.«

Daß er überhaupt antwortete, war schon ein gutes Zeichen. Es bedeutete, daß ihn meine Demonstration mit der Gemme beeindruckt hatte.

»Wie kommen wir zum Höllentor?« fragte ich, ohne weiter auf das Schneeproblem einzugehen.

Er zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Von uns war noch niemand dort. Ab und zu verirrt sich mal ein Wissenschaftler in diese Gegend, aber auch diese Leute erzählen hinterher nichts. Sie haben es sehr eilig, die Insel zu verlassen. Ich würde Ihnen raten, fahren Sie nicht hin. Wenn Sie es trotzdem tun, brauchen Sie einen Geländewagen.«

Vor dem Hotel bedankten wir uns und bestellten an der Rezeption für den nächsten Morgen einen Geländewagen.

»Hast du die Liste?« fragte ich Suko.

Er nickte grinsend. »Hat mich zwei Pfund gekostet«, erwiderte er und hielt mir die offene Hand entgegen.

»Ich lade dich dafür zu einem Drink in der Bar ein«, schlug ich vor und legte meinen Arm um Janes Schultern. »Dich natürlich auch.«

Zu meiner Überraschung schüttelte sie den Kopf. »Ich gehe schon nach oben. Du weißt doch, ich hatte in London einen harten Auftrag. Letzte Nacht habe ich keine Minute geschlafen. Mir reicht es jetzt.«

»Schade!« Ich drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und stellte zufrieden fest, daß ihr alle Blicke folgten, als sie zum Aufzug ging und in der Kabine verschwand.

Suko war dafür um so munterer. »Läßt du mich hier verdursten?« rief er und steuerte die Bar an. »Oder willst du dich um die zwei Pfund drücken?«

»Genaugenommen bist du ein Zeuge in einem Mordfall«, erklärte ich Suko, während wir die Bar betraten. »Und Zeugen darf ich nicht

bestechen, um von ihnen Informationen zu erhalten.«
Er sah mich verblüfft an. »Von der Seite habe ich es noch gar nicht betrachtet«, murmelte er. »Soll ich dich vielleicht einladen?«
»Das könnte auch als Bestechung ausgelegt werden.« Ich winkte den Barkeeper zu uns. »Dann lade schon lieber ich dich ein.« Ich verlangte zwei Whisky. Suko holte die Liste aus der Tasche.
»Es sind außer Catfield noch zwölf Gäste eingetragen. Hobbyfischer aus Großbritannien.«
Ich nahm ihm die Liste aus der Hand. »Hobbyfischer aus Großbritannien?« fragte ich verblüfft. »Was soll denn das sein? Wer kommt um diese Jahreszeit zum Fischen nach Island? Noch dazu aus Großbritannien? Wenn er in einem zugefrorenen Meer herumstochern will, hat er das Wasser doch vor seiner Nase.«
Der Barkeeper stellte die Gläser vor uns hin und beugte sich vertraulich vor. »Über diese Fischer spricht die ganze Insel, Gentlemen«, sagte er gedämpft. »Alle wissen, daß sie bestimmt nicht zum Fischen gekommen sind, auch wenn sie schon einmal ein Boot gemietet haben.«
»Nur einmal?« erkundigte ich mich. »Wie lange sind sie schon hier?«
»Einen vollen Monat«, vertraute uns der Barkeeper an, ein junger Mann mit Augen, die förmlich mein Jackett durchdrangen und meine Brieftasche abtasteten.
Seufzend holte ich eine Pfundnote hervor und schob sie über die Bar. »Was wissen Sie noch über diese Leute?« fügte ich hinzu und legte einen zweiten Schein hinzu, als er die Schultern zuckte.
Der junge Mann ließ die Scheine mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers verschwinden. »Sie haben Geländewagen, mit denen sie immer nach Norden fahren. Mit dem Boot haben sie auch versucht, die Nordküste zu erreichen, aber das ist gescheitert. War wohl zuviel Eis.«
»Und wohin fahren diese sogenannten Fischer?« Ich schüttelte hastig den Kopf, als er noch einmal auf meine Brieftasche starrte. »Ich denke, das genügt.«
Er zuckte die Schultern. »Wie Sie meinen«, sagte er und begann Gläser zu putzen.
Seufzend schob ich die dritte Pfundnote über die Bar und erhielt dafür die Antwort, mit der ich gerechnet hatte.
»Sie fahren zum Höllentor«, flüsterte der Barkeeper und blickte sich dabei scheu um. »Das behauptet zumindest der Autoverleiher, und er hat einmal ein Gespräch der Männer belauscht. Aber verraten Sie mich nicht! Ich habe nichts gesehen und nichts gehört! Ich will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben!«
»Und warum nicht?« fragte ich gespannt. »Was steckt denn Ihrer Meinung nach dahinter?«

Ich bekam keine Antwort mehr. Als ich die Brieftasche zückte, schüttelte der Barkeeper sogar den Kopf und putzte hektisch seine Gläser.

***

Jane Collins war ehrlich müde, sonst hätte sie nicht einen Drink mit John und Suko abgelehnt, doch die vergangenen Tage hatten es in sich gehabt.

Sie war einem Großbetrüger auf der Spur gewesen, der aus England verschwinden wollte. Ohne Beweise konnte sie ihn nicht festhalten. Also hatte sie in pausenloser Arbeit die Beweise beschaffen und den Mann gleichzeitig beschatten müssen, damit er ihr nicht im letzten Moment durch die Lappen ging.

Es war ihr keine Sekunde zu früh gelungen, den Verbrecher zur Strecke zu bringen. Auf ihre Veranlassung hin war er auf dem Flughafen in London verhaftet worden.

Danach war sie in ihre Wohnung gefahren und hatte John angerufen, um ihm von dem glücklichen Abschluß ihres Falles zu erzählen. Die Bombenexplosion war dazwischengekommen. Undnun war sie auf Island und dachte im Moment nur mehr an eines: Schlafen!

Sie sehnte sich nach ihrem Bett. Um den aktuellen Fall kümmerten sich John und Suko. Sie selbst konnte morgen früh wieder kräftig mitmischen.

Sie strich sich müde über die Augen, als sie die Zimmertür aufschloß und den dunklen Raum betrat. Ihre Hand glitt an den Lichtschalter.

Es war stockdunkel im Raum. Das Flurlicht riß nur ein schmales Rechteck des Bodens aus der Finsternis.

Doch genau in diesem Moment erlosch auch die Korridorbeleuchtung. Jane sah überhaupt nichts mehr.

Sonst war sie in ihren Reaktionen blitzschnell. Diesmal jedoch glaubte sie, ein Schaden an einer Sicherung wäre schuld am Erlöschen der Beleuchtung. Ungeduldig ließ sie ihre Finger über die Wand gleiten.

Aber wo sich der Lichtschalter befand, stieß sie auf eine Hand!

Das gab Jane Collins augenblicklich ihre Schnelligkeit wieder. Sie drückte sich und wollte auf den Korridor zurückweichen.

Von hinten erhielt sie einen harten Stoß. Einer der Angreifer hatte sich auf dem Korridor angeschlichen.

Sie taumelte in den Raum hinein. Hinter ihr schloß sich die Tür. Hände griffen nach ihr, wollten sie festhalten.

Jane wirbelte herum. Sie schlug zu, traf jemanden, hörte ein unterdrücktes Stöhnen, dann ein Poltern, als einer der Angreifer zusammenbrach.

An seine Stelle traten zwei neue. Sie packten Janes Arm, hielten sie

eisern umklammert und stöhnten auf, als Jane nach ihnen trat.

Sie hatte gut gezielt und die Schienbeine getroffen. Die Griffe an ihren Armen lockerten sich.

Im nächsten Moment war Jane wieder frei und schrie um Hilfe.

Sie wußte nicht, daß es ein sehr altes Hotel mit dicken Wänden war.

Wie ein Kreisel drehte sie sich um die eigene Achse und streckte dabei die Arme aus. Zwei Treffer! Zwei Gegner stöhnten und taumelten zurück. Sie erkannte es nur an den Geräuschen.

Ihre Astrapistole steckte in ihrer Handtasche, und die war ihr beim ersten Angriff entfallen.

Instinktiv bückte sie sich. Dicht über ihrem Kopf sauste die Faust eines Angreifers vorbei, daß sie noch den Luftzug fühlte.

Im nächsten Moment rammte sie dem Mann die Fäuste in die Seite, daß er mit einem erstickten Aufschrei gegen den Tisch fiel und ihn mit lautem Poltern umriß.

»Genug!« sagte eine eiskalte Stimme.

Jane zuckte bei ihrem Klang zusammen. Diese Stimme war gefühllos und scharf wie ein Rasiermesser. Von diesem Mann drohte ihr mehr Gefahr als von allen anderen Angreifern, obwohl es vier oder fünf sein mußten.

Gleich darauf entstand in einer Zimmerecke ein bläuliches Leuchten. In seinem Schein erkannte Jane vier Männer, von denen sich zwei soeben vom Boden aufrafften. Sie machten einen angeschlagenen Eindruck. Die beiden anderen wollten sich auf sie stürzen, doch der fünfte Mann in der Ecke holte sie mit einem gebieterischen Wink zurück.

Das Leuchten ging von keiner Lampe aus. Der Mann mußte über dämonische Kräfte verfügen.

Verzweifelt sah sich Jane nach ihrer Handtasche um, konnte sie jedoch nirgends entdecken. Vielleicht war sie bei dem Kampf unter das Bett gerutscht.

»John!« schrie Jane Collins.

Sie wollte zur Tür laufen und auf den Korridor hinaus fliehen, ehe der Unbekannte seine Kräfte gegen sie einsetzte, aber es war schon zu spät.

So sehr sich Jane auch bemühte, sie kam nicht von der Stelle. Wie in einem Alptraum rannte sie um ihr Leben, ohne sich auch nur um eine Handbreit fortzubewegen.

Noch einmal wollte sie schreien. Ihre Stimme verwehte im Nichts. Sie hörte sich nicht einmal selbst, obwohl sie aus Leibeskräften um Hilfe rief.

Endlich erlahmten ihre Bewegungen. Sie wurde langsamer und langsamer, als wäre sie in einem riesigen Spinnenetz gefangen, das ihre Arme und Beine festhielt und enger zusammenschnürte.

Die Spinne war jener Mann in der Zimmerecke, der sie aus unnatürlich geweiteten Augen anstarrte. Tief in seinen Pupillen glommen Funken, die Jane frieren ließen.

Als er auf sie zutrat, erschlaffte sie vollständig. Willenlos ließ sie sich von zwei Männern an den Armen nehmen und aus dem Zimmer führen.

Ihr Mantel, den sie über dem Arm getragen hatte, lag noch auf dem Boden. Der Anführer der Gruppe schaltete das Licht ein. Einer seiner Leute hob den Mantel auf und legte ihn Jane um die Schultern.

Niemand bemerkte die Gruppe, als sie über die Hintertreppe entkam. Sie schoben die Privatdetektivin in ein bereitstehendes Auto und entfernten sich, ohne daß einer der Hotelangestellten auf die Entführung aufmerksam wurde. Passanten waren um diese Zeit ohnedies nicht mehr auf den Straßen unterwegs.

Jane Collins saß stocksteif zwischen ihren Kidnappern. Sie befand sich in einer schrecklichen Lage. Einerseits konnte sie alles sehen und hören, andererseits war sie wie gelähmt.

Die Männer sprachen mit ihr kein Wort. Trotzdem wußte sie, wem sie in die Falle gegangen war.

Charly Catfields Mördern.

***

»Zehn Uhr vorbei.« Ich gähnte hinter der vorgehaltenen Hand und sah mich in der Bar um. Suko und ich waren die letzten Gäste. Der Barkeeper putzte noch immer Gläser, jetzt allerdings schon wesentlich langsamer und müder. Hier ging man offensichtlich früh schlafen.

»Morgen sehen wir uns die Hobbyfischer an«, schlug Suko vor. »Heute können wir ohnedies nichts mehr unternehmen.«

Dabei warf er dem Barkeeper einen forschenden Blick zu. Der junge Mann wich ihm aus. Seit er uns die Tips gegeben hatte, war er nicht mehr in unsere Nähe gekommen.

Ich bezahlte, und wir verließen die Bar.

Am Aufzug hing ein Schild, daß er bereits außer Betrieb wäre, damit er nicht die Nachtruhe störte. Es machte uns nichts aus, zwei Treppen zu steigen.

Unsere Zimmer lagen in einer Reihe, Jane hatte das mittlere.

»Bis morgen«, sagte Suko und verschwand in seinem Zimmer.

Ich wollte ebenfalls schlafen gehen, als ich unter Janes Tür einen Lichtstreifen sah. Ob sie noch wach war? Es hätte sie sicher interessiert, was wir über die Bewohner der Feriensiedlung erfahren hatten, auch wenn die Namen auf der Gästeliste vermutlich falsch waren.

Ich klopfte und rief leise ihren Namen. Sie antwortete nicht, doch unter dem Druck meiner Hand schwang die Tür einen Spaltbreit auf.

Ich öffnete sie weiter. »Jane?« rief ich und tastete nach meiner Beretta. Jane Collins war eigentlich immer sehr vorsichtig. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie ihre Zimmertür unverschlossen ließ.

Seltsamerweise war sie nicht im Zimmer, obwohl das Licht brannte. Ich war gewohnt, auf Kleinigkeiten zu achten. Ihr Mantel war nicht da. Es sah ganz so aus, als wäre sie noch für einen Moment nach draußen gegangen.

Schon wollte ich mich zurückziehen, als ich etwas entdeckte. Unter dem Bett lugte eine Ecke ihrer Handtasche hervor. Braunes Schlangenleder. Ich kannte die Tasche ganz genau.

Hastig bückte ich mich und riß die Tasche auf. Die Astrapistole steckte noch darin.

Jane wäre vielleicht ohne ihre Waffe aus dem Zimmer gegangen, aber dann hätte sie dafür gesorgt, daß niemand an die Pistole herankam. Ich stürmte auf den Korridor hinaus.

»Suko!« Ich hämmerte gegen die Zimmertür meines Freundes. »Aufmachen! Schnell!«

Jetzt kümmerte ich mich nicht mehr um die Nachtruhe.

Sekunden später riß Suko die Tür auf. Er sah die Handtasche und die Pistole und entdeckte die offenstehende Tür von Janes Zimmer.

»Wo ist sie?« knirschte er, nachdem er einen Blick in den Raum geworfen hatte.

Ich zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht, aber ich Rabe eine Ahnung. Los, wir müssen das Hotel durchsuchen!«

Zum Glück war es kein großes Haus. Wir fanden Jane nirgends. Der Portier schwor Stein und Bein, daß Miß Collins nicht durch die Halle gegangen war.

»Gibt es einen Hinterausgang?« fuhr ich den Mann an. Als er nickte, zog ich ihn am Arm hinter seinem Pult hervor. »Schnell, führen Sie uns hin!«

Er war sichtlich verwirrt, merkte jedoch, daß es dringend war. Wir liefen durch Korridore, in denen nur mehr die Nachtbeleuchtung brannte, und kamen an der geschlossenen Hotelküche vorbei. Vor dem Hinterausgang blieb der Portier überrascht stehen.

»Hier ist immer abgeschlossen«, beteuerte er, als er die angelehnte Tür sah. »Nur ich habe einen Schlüssel. Ich verstehe das nicht.«

»Ich dafür um so besser«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen und stieß die Tür ganz auf.

Im frisch gefallenen Schnee waren deutlich Reifenspuren mit einem groben Profil zu erkennen. An einer Stelle war der Schnee tief aufgewühlt und von den Rädern weggeschleudert worden.

»Der Wagen ist mir durchdrehenden Rädern angefahren«, sagte ich leise zu Suko.

»Die haben es verdammt eilig gehabt«, bestätigte er. »Und sie haben

Jane mitgenommen. Ob das die sogenannten Sportfischer waren?«

»Wir sehen nach«, entschied ich.

Der Portier mußte uns ein Taxi besorgen. Es dauerte fast zehn Minuten, bis der Wagen kam. In dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, über alles nachzudenken.

Jane war entführt worden. Rein gefühlsmäßig tippte ich auf die Gruppe von zwölf Männern, die angeblich fischen wollten und über die alle Leute auf der Insel sprachen. Beweisen konnte ich nichts, und hier auf Island hatte ich keine Polizeigewalt.

»Wir müssen sehr zurückhaltend vorgehen«, sagte ich zu Suko, als wir endlich in dem Taxi saßen. »Wir sehen uns um. Wenn wir nichts Verdächtiges entdecken, fahren wir zurück.«

Er musterte mich erstaunt. »So kenne ich dich gar nicht, John«, sagte er erregt.

»Es geht um Jane.«

»Das habe ich nicht vergessen. Aber es hat keinen Sinn, wenn wir mit meinen Kollegen Streit bekommen und womöglich die Insel verlassen müssen. Dann können wir Jane gar nicht mehr helfen.« Suko widersprach zwar nicht mehr, aber ich merkte ihm an, daß er am liebsten sofort losgestürmt wäre.

Ich ließ das Taxi eine halbe Meile vor dem Bungalowpark halten und drückte dem Fahrer den doppelten Fahrpreis in die Hand, damit er auch wirklich auf uns wartete.

Es gab nur wenig Deckung auf dem Weg zum Eingang. Unser einziger Vorteil war, daß es hier am Stadtrand nur eine schwache Straßenbeleuchtung gab.

Das Büro war bereits geschlossen. Von dorther brauchten wir keine Entdeckung zu befürchten. Das Tor stand offen.

In diesem Moment flammte vor uns Licht auf.

Es kam aus dem Bungalow, in dem Charly Catfield ermordet worden war. Und es fiel aus der offenen Tür.

Drinnen im Wohnraum stand, hell beleuchtet, Jane Collins.

***

»Jane!« schrie Suko. »Jane, hier sind wir!«

Er stürmte los. Ich wollte ihn zurückhalten, weil ich eine Falle befürchtete. Meine Finger krallten sich in seinen Arm. Da ich mich an ihm festhielt, wurde ich mitgerissen. Ich verlor den Boden unter den Füßen und sank plötzlich in einen Sumpf ein.

Noch sahen wir den Bungalow, in dem Jane gefangengehalten wurde. Die Umgebung hatte sich jedoch vollständig verändert. Die übrigen Häuser waren verschwunden, ebenso das Büro mit dem Eingangstor.

Statt dessen erstreckten sich rings um uns schneebedeckte Hügel, über die ein eisiger Orkan pfiff. Geysire schossen brüllend in den

Nachthimmel, über den das Nordlicht zuckte. Flammenzungen leckten zur Erde herunter. Beißende Kälte fraß sich durch unsere Kleider.

Wir steckten bis zu den Knien in einem zähklebrigen Sumpf, in dem jede Bewegung unmöglich war. Suko schlug um sich, sank jedoch sofort tiefer ein.

»John, wo kommt dieser Sumpf her?« schrie er. »Tu etwas! Schnell! Wir versinken!«

Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Ich hatte meinen Spezlalkoffer im Hotel zurückgelassen. Janes Entführung und die Verfolgung der Kidnapper waren zu überraschend gekommen.

Janes Entführer hatten uns in eine Geisterfalle gelockt. Jane war dabei der Köder gewesen. Sorgfältig hatten sie das Gelände des Bungalowdorfes präpariert, daß es sich für uns in eine tödliche Falle verwandelte.

Ich wollte mich beherrschen und ruhig abwarten, doch dann griff Panik nach mir. Wild schlug ich um mich und versank bis zu den Hüften. Sofort hielt ich wieder still.

Obwohl der Sumpf zischte und kochte, wurde ich nicht verbrüht. Unsere Gegner gaben uns noch eine Gnadenfrist. Wahrscheinlich wollten sie, daß wir nicht sofort umkamen, damit sie länger ihr Vergnügen hatten.

»John!« rief Suko eindringlich. »Beeil dich! Wir haben nicht mehr viel Zeit!«

Ich trug wie immer mein silbernes Kreuz und die Beretta bei mir. Die Pistole mit den geweihten Silberkugeln half mir in diesem Fall nicht. Ich mußte mich ganz auf mein Kreuz verlassen, das mich auch in London vor der Explosion gerettet hatte.

»Hier, nimm meine Hand«, rief ich Suko zu. Auch er steckte bereits bis zu den Hüften im Schlamm, so daß er mich kaum noch erreichte.

Endlich schaffte er es. Wir verkrallten unsere Finger ineinander. Dann holte ich das Kreuz hervor und versuchte, es in den Sumpf zu tauchen.

Es ging nicht. Dicht vor der Oberfläche stieß ich auf ein unsichtbares Hindernis, das ich nicht überwinden konnte. Der durch Dämonenkräfte entstandene Morast wehrte sich gegen das Eindringen einer Waffe des Guten. Und ich besaß nicht die Kraft, das Kreuz unterzutauchen.

Es gab nur eine Möglichkeit. Ich mußte selbst vollständig in den Sumpf eintauchen, denn dann wurde auch das Kreuz mit in die Tiefe gezogen und konnte die Gefahren der Dämonenfalle aufheben.

Ein Blick zu Suko zeigte mir, daß ich nicht warten durfte. Wahrscheinlich wegen seines größeren Gewichts versank er schneller als ich. Der Schlamm ging ihm schon bis zum Kinn. Es fehlte nicht mehr viel, und mein Freund erstickte in der Dämonenfalle.

Ohne seine Finger loszulassen, stieß ich mit den Beinen nach unten, als wollte ich schwimmen. Gleichzeitig ruderte ich mit dem freien Arm.

Ein Ruck lief durch meinen Körper. Ich sank rasch tiefer, holte noch einmal Luft und verschwand unter der Oberfläche.

Über mir schlug die klebrige Masse zusammen. Ich sah und hörte nichts mehr. Ich war vollständig von der Umwelt abgeschnitten.

Ich fühlte nur noch Sukos Hand. Meine Finger steckten zwischen den seinen wie in einem Schraubstock.

Die Luft wurde mir knapp. Vor meinen Augen tanzten rote Sterne, zerplatzten, verwandelten sich in gelbe Lichtblitze. Meine Lungen stachen. Nur mehr wenige Sekunden, dann würde ich den Mund aufreißen und gierig nach Luft schnappen. Das war dann das Ende.

Ich wartete auf die Rettung, darauf, daß das silberne Kreuz endlich wirkte.

Nichts geschah! Es war vorbei.

Ich konnte nicht mehr.

Mit letzter Kraft riß ich den Mund weit auf und rang röchelnd nach Luft. Mit unendlicher Erleichterung sog ich frische, kalte Luft tief ein, hustete und atmete ein paarmal durch. Dann erst verschwanden die roten Sterne und die gelben Lichtblitze. Ich konnte wieder klar denken und auch meine Umgebung erkennen.

Suko und ich lagen vor Catfields Bungalow im Schnee. Unsere Hände waren noch immer ineinander verkrallt, als wären sie zusammengeschweißt. Sukos Gesicht war blau angelaufen. Er holte hechelnd Luft.

Stöhnend raffte ich mich auf, kam auf die Knie und beugte mich über meinen Freund. Er hatte eine eiserne Konstitution und war nicht so leicht umzubringen. Trotzdem hatte es ihn diesmal schlimm erwischt.

Aber Suko war unverwüstlich. Er erholte sich zusehends.

Ich sah mich um. Jetzt umgab uns wieder das Bungalowdorf. Vor mir war die offene Tür von Catfields Haus. Drinnen brannte noch immer Licht, doch Jane war verschwunden.

Stöhnend stand ich auf, wankte und hielt mich am Türrahmen fest. Eine kurze Überprüfung brachte ein niederschmetterndes Ergebnis.

Jane blieb verschwunden. Nichts deutete darauf hin, daß sie überhaupt hier gewesen war.

Hinter mir ertönte ein leises Scharren. Ich wirbelte herum, aber es war nur Suko, der nun auch aufstand und zu mir kam.

»Wo… wo ist… Jane?« stieß er krächzend hervor. »Haben diese Kerle sie weggebracht?«

»Bestimmt«, sagte ich zähneknirschend. »Wir könnten noch in den anderen Bungalows…«

Weiter kam ich nicht. Völlig überraschend bogen zwei Wagen in das

Gelände ein und hielten mit aufgeblendeten Scheinwerfern auf uns zu. Im letzten Moment schalteten sie die Blaulichter auf den Dächern ein.

Polizei!

Aus dem ersten Wagen sprangen vier uniformierte Polizisten und verteilten sich. Aus dem zweiten stieg Lieutenant Bengtson und kam mit raschen Schritten auf uns zu.

»Ich muß mich sehr wundern, Mr. Sinclair«, sagte er scharf. »Als ich die Meldung bekam, daß ein Taxifahrer zwei Engländer zum Bungalowdorf gefahren hat und daß sie sich seltsam benommen haben, dachte ich sofort an Sie beide. Aber daß Sie in diesen Bungalow eindringen, hätte ich nicht erwartete.«

Ich blickte meinen Kollegen verblüfft an. Mit Vorwürfen hatte ich in unserer Lage nicht auch noch gerechnet.

Suko platzte der Kragen. »Hören Sie mir gut zu!« fauchte er Bengtson an. »Wir wären eben um ein Haar ermordet worden! Und Miß Collins ist entführt worden! Wir haben sie in diesem Bungalow gesehen. Die Tür stand bereits offen. Und da haben Sie die Nerven und behaupten, wir wollten einbrechen?«

Bengtson hob beschwichtigend die Hände. »So war das nicht gemeint, Mr. Suko«, versicherte er hastig. »Ich dachte, daß Sie sich den Tatort noch einmal ansehen wollten, ohne mich vorher zu verständigen!«

»Ich bin fair zu Ihnen, also seien Sie auch fair zu uns«, fiel ich ein. »Wir respektieren, daß wir in diesem Land nur Gäste sind. Aber wenn unsere Begleitung praktisch unter unseren Augen entführt wird, nehmen wir sofort die Verfolgung auf.«

»Sie hatten Zeit genug, um mich anzurufen«, sagte der Lieutenant mit sanftem Vorwurf. »Während Sie auf das Taxi warteten, hätten Sie…«

»Da wußte ich noch nicht, wo Jane war, ich vermutete es nur.« Ich schüttelte unwillig den Kopf. »Was für einen Sinn hat es denn, daß wir über solche Sachen streiten? Wir müssen Miß Collins wiederfinden. Ihre Entführer hatten sie in diesen Bungalow gestellt. Es war eine Falle. Vorhin war die ganze Gegend hier ein einziger Sumpf. Wir wären beinahe versunken und erstickt.«

Bengtson sah mich skeptisch an. »Ich sehe keinen Sumpf«, meinte er trocken.

»Sie haben auch geglaubt, daß Sie die echte Leiche Catfields vor sich haben«, hielt ich ihm entgegen und deutete auf den Bungalow. »Ich habe Ihnen das Gegenteil bewiesen und Ihnen gezeigt, mit welchen Mitteln unsere Gegner arbeiten.«

»Trotzdem, ein Sumpf an dieser Stelle?« Er schüttelte den Kopf. »Ich will nicht weiter nachforschen, was wirklich passiert ist, und ich ersuche Sie jetzt, zurück ins Hotel zu fahren.«

»Und was ist mit Miß Collins?« brauste Suko auf. »Sollen wir sie

einfach im Stich lassen?«

Der Lieutenant streifte ihn mit einem flüchtigen Blick. »Erstatten Sie eine Vermißtenanzeige, dann suchen wir nach ihr.«

»Danke, wir kommen auch so zurecht«, erwiderte ich kurz angebunden und machte mich mit Suko auf den Rückweg.

Unser Taxi wartete sogar noch. Der Fahrer war wohl mehr aus Neugierde geblieben, was seine Meldung bei der Polizei bewirken würde. Jetzt tat er, als habe er eine Weile geschlafen.

Ich tippte ihm auf die Schulter. »Das nächste Mal sehen Sie sich die Leute genauer an, ehe Sie Alarm auslösen!«

»Aber… ich habe die Polizei doch gar nicht…«, sagte er verwirrt.

»Doch, Sie haben die Polizei angerufen!« fiel ich ihm ins Wort. »Wir sind nicht überwacht worden. Woher hätten die Polizisten also gewußt, daß wir hier sind?«

Darauf erwiderte er nichts mehr, sondern fuhr schweigend durch die nächtlichen Straßen.

»Tut mir leid«, murmelte er, als wir vor dem Hotel ankamen. »Ich dachte, Sie wären Einbrecher oder so etwas Ähnliches.«

Ich gab ihm das restliche Fahrgeld und auch ein Trinkgeld. »Schon gut«, sagte ich versöhnlich. Von seinem Standpunkt aus hatte er richtig gehandelt, auch wenn er uns damit die Möglichkeit genommen hatte, das Bungalowdorf zu untersuchen.

Wir stiegen aus. Der Fahrer wollte schon wieder Gas geben, als Suko gegen seine Scheibe klopfte. Er kurbelte das Fenster herunter.

»Hören Sie!« Suko beugte sich vertraulich zu ihm hinunter. »Sie kennen sich doch bestimmt auf Island aus.«

»Das möchte ich meinen«, antwortete der Fahrer. »Ich bin hier geboren und aufgewachsen.«

»Fein!« Suko grinste breit. »Bringen Sie uns zum Höllentor? Es springt eine Menge für Sie dabei heraus!«

Der Fahrer riß die Augen auf »Mister«, sagte er heiser. »Ich habe eine Familie zu ernähren, und ich kann Geld brauchen. Ganz bestimmt! Aber ich will nicht, daß meine Kinder als Waisen aufwachsen.«

Damit gab er so Vollgas, daß sich das Taxi heftig schlingernd und schleudernd entfernte.

»Dann eben nicht«, meinte Suko und zuckte enttäuscht die Schultern. »War ja nur eine Frage.«

Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Gehen wir hinein. Wir müssen überlegen, wie wir Jane helfen können.«

Bei dem Gedanken, daß sie sich in der Hand unserer Gegner befand, krampfte sich mein Magen zusammen. Was hatten sie nur mit ihr gemacht?

***

Die Männer hatten sie zu einer willenlosen Sklavin gemacht, die jeden Befehl ausführen mußte. Ihren Verstand hatten sie jedoch nicht unter Kontrolle bekommen. Jane Collins beobachtete alles, was um sie herum geschah.

Abgesehen von dem kurzen Einsatz dämonischer Kräfte verlief alles wie eine kriminelle Entführung. Das erinnerte Jane an den Bombenanschlag in London. Auch da war alles wie bei gewöhnlichen Kriminellen verlaufen. Ein Mann war mit einem Nachschlüssel in Johns Apartment eingedrungen und hatte eine Bombe gelegt. Nur die Zündung war mit Hilfe von dämonischen Fähigkeiten ausgelöst worden.

Während der Fahrt und auch in Charly Catfields Bungalow arbeiteten die Männer schweigend. Jane fing nichts auf, woraus sie weitere Schlüsse ziehen konnte. Aber eine Theorie festigte sich immer mehr bei ihr.

Wenn sie sich nicht täuschte, verfügten die meisten Mitglieder dieser merkwürdigen Gruppe nicht über besondere Kräfte. Nur der Anführer und offensichtlich auch der Bombenleger in London konnten Dämonen beschwören. Bei den übrigen Männern hatte sie zumindest noch keine Anzeichen parapsychischer Begabung oder Verbindungen zu Dämonen festgestellt.

Nachdem der Anschlag auf John und Suko zu ihrer grenzenlosen Erleichterung gescheitert war, wurde Jane weggebracht. Sie stießen ihre Gefangene in einen von vier Geländewagen. Mit Höchstgeschwindigkeit jagten sie in die Nacht hinaus, weg von der Stadt und über eine einsame Landstraße.

Jane konnte nicht viel sehen. Die Scheinwerfer rissen nur immer wieder das gleiche Bild aus der Dunkelheit. Eine verschneite Straße, links und rechts aufgeschüttete Schneewände.

Am Steuer saß ein junger Mann. Sie schätzte ihn auf Ende Zwanzig. Vermutlich war er das jüngste Mitglied der Bande. Von Zeit zu Zeit warf er ihr einen Blick zu. Sie saß ohne Fesseln auf dem Nebensitz. Die Männer hatten sie nicht einmal festgeschnallt. Bei einer Notbremsung mußte sie durch die Scheibe fliegen. Das war aber eine vergleichsweise geringe Gefahr zu dem, was ihr noch bevorstand.

Im Fond des Geländewagens saß der Anführer der Bande. Er schwieg beharrlich. Jane wollte ihn ansprechen, um mehr von ihm zu erfahren, doch nicht einmal das konnte sie. Wie eine Scheintote saß sie da und wurde von den Unebenheiten der schmalen Straße durchgerüttelt.

»Darf sie nicht wenigstens sprechen?« Der junge Fahrer wandte sich für einen Moment an den Anführer. »Hier draußen besteht keine Gefahr, daß sie jemanden alarmiert. Ich glaube nicht, daß wir ein Risiko eingehen, Angel.«

In Janes Gehirn rastete etwas ein. Angel! Das war der Name des

Bandenführers. Charly Catfield hatte am Telefon erwähnt, daß »der Engel« die Kräfte der Hölle gegen ihn entfesselt habe und daß er deshalb sterben müsse.

Kein »Engel« sondern »Angel«, der Bandenführer, war gemeint gewesen. Doch im Moment nützte ihr dieses Wissen wenig.

»Das Denken besorge immer noch ich«, sagte Angel scharf, lenkte jedoch ein. »Meinetwegen, Bill, wenn du meinst.«

Im nächsten Moment merkte Jane, daß sie wieder sprechen konnte, wenn sie wollte. Sie schwieg allerdings noch, weil sich ihre Gedanken überstürzten.

Der Fahrer hieß Bill. Genau wie der Sohn von Mr. Athering, nach dem Charly Catfield gesucht hatte. Das Alter konnte stimmen. Sie beschloß, den jungen Mann auszuhorchen, wenn sich eine Gelegenheit ergab.

»Alles in Ordnung?« erkundigte sich der Fahrer nach einer Weile bei ihr.

Jane beschloß, alles auf eine Karte zu setzen. »Ja, danke, Mr. Athering.«

Der Fahrer zuckte so heftig zusammen, daß der Geländewagen ins Schleudern geriet.

»Paß auf!« schrie der Anführer wütend.

Bill – er war also der Sohn des Londoner Millionärs – riß sich zusammen und brachte das Fahrzeug unter Kontrolle. Jane stieß erleichtert die Luft aus. Da sie sich noch immer nicht bewegen konnte, war sie hart gegen die Tür geschlagen. Sonst war ihr nichts passiert.

»Hören Sie, Miß Collins!« Der Anführer beugte sich nach vorne. Jane sah sein Gesicht nicht, aber sein Atem strich über ihre Wange. »Sie spielen hier die ganz Schlaue! Sie nutzen aus, daß der Junge noch sehr unerfahren ist! Ich warne Sie!«

»Der Junge ist achtundzwanzig Jahre alt«, erwiderte sie beherrscht. »Und warum drohen Sie mir? Ich weiß ohnedies, was Sie mit mir vorhaben.«

»So, und das wäre?« fragte der Anführer spöttisch.

Jane wollte sich Klarheit verschaffen. »Sie bringen mich zum Höllentor«, erklärte sie.

Wieder schlingerte der Jeep, diesmal jedoch nicht so stark, daß es zu einer gefährlichen Situation kam.

Der Anführer schwieg eine ganze Weile. »Sie sind schlauer, als ich dachte«, murmelte er endlich. »Ich habe Sie und Ihre Begleiter gewaltig unterschätzt.«

»Das hat auch Ihr Mann in London getan, als er Oberinspektor Sinclair in die Luft jagen wollte.« Jane starrte nach wie vor nur durch die Windschutzscheibe, achtete aber auf jeden Unterton in der Stimme des Anführers und auf jede Reaktion Bill Atherings.

»Ja, er wußte noch nicht, wer John Sinclair ist«, räumte Angel ein. »Inzwischen sind wir gewarnt. Er hat sich und seinen Gefährten sogar aus dem magischen Sumpf befreit. Ein zweites Mal begehen wir nicht mehr den Fehler, daß wir den beiden eine so harmlose Falle stellen.«

»Harmlos nennen Sie das?« Jane lachte wütend auf. »Die beiden wären jetzt nicht mehr am Leben, wenn nicht…«

»Unsinn, das war nur ein Bruchteil dessen, was wir bald können werden!« Die Stimme des Anführers nahm einen triumphierenden Klang an. »Sobald wir den Zugang zur Hölle gefunden haben, sind wir unschlagbar. Und daß wir den Zugang finden, weiß ich jetzt mit letzter Gewißheit.«

Jane blieb bei ihrer Methode, den Mann zu reizen, damit er möglichst viel ausplauderte. »Sie erwarten, daß ich Ihnen helfen werde? Das glauben Sie doch nicht im Ernst!«

»Das glaube ich nicht, Miß Collins, das weiß ich!« zischte er ihr bösartig ins Ohr. »Sie werden nämlich gar nichts dagegen unternehmen können, wenn wir Sie dem Wächter des Höllentors opfern. Ihr Leben als Preis für den freien Zugang zum Höllentor. Meinen Sie nicht, daß das ein gutes Geschäft ist?«

Jane Collins mußte ihre ganze Selbstbeherrschung zusammennehmen, um ihr Erschrecken zu verbergen.

»Für Sie mag es ein gutes Geschäft sein, aber kaum für mich«, antwortete sie trocken.

Angel brach in schallendes Gelächter aus. »Da haben Sie recht, Miß Collins!« rief er erstickt. »Ja, da haben Sie allerdings recht! Für Sie ist es ein sehr schlechtes Geschäft!«

Jane lief es eiskalt über den Rücken. Doch dann warf sie aus den Augenwinkeln einen Blick auf Bill Athering.

Er blickte angespannt geradeaus. Im Licht der Instrumentenbeleuchtung erkannte sie die feinen Schweißperlen auf seiner Stirn.

Es war kalt im Wagen. Die Schweißtropfen waren ein sicheres Zeichen für die Anspannung, unter der Bill stand. Offenbar war er mit den Plänen seines Anführers nicht einverstanden.

Jane Collins schöpfte neue Hoffnung, auch wenn sie sich nur an einen dünnen Strohhalm klammerte.

***

Wir gingen in mein Zimmer hinauf, um alles zu besprechen. Es hätte keinen Sinn gehabt, blindlings loszufahren. Wir waren nicht in London, wo ich mich auskannte und nur zum Telefon greifen mußte, um den gesamten Apparat von Scotland Yard in Bewegung zu setzen. Ich arbeitete zwar am liebsten allein – abgesehen von meinen engsten Gefährten –, aber manchmal brauchten wir Unterstützung durch

Kollegen.

Hier lagen die Verhältnisse anders. Wir mußten nicht nur ohne Rückendeckung gegen einen unheimlichen und unbekannten Feind kämpfen, sondern auch gegen ein unwirtliches Land.

»Wir brauchen einen Geländewagen und eine perfekte Ausrüstung, damit wir da draußen überleben können«, zählte ich auf. »Proviant und Brennstoff vor allem!«

Suko sah mich überrascht an. »Dann glaubst du, daß sie Jane verschleppt haben?«

»Allerdings!« Ich lief unruhig im Zimmer auf und ab. »Sie bleiben mit ihr nicht in Reykjavik. Hier gibt es Polizei. Die Stadt ist nicht groß. Man würde sie in kürzester Zeit finden.«

»Das Höllentor?« fragte Suko.

»Ich wüßte nicht, wo sie sonst sein könnten, Suko. Wir müssen es dort versuchen. Aber vorher möchte ich mich noch einmal in dem Bungalowdorf umsehen. Ich will nicht durch das halbe Land fahren, falls sie Jane doch in einem der Häuser festhalten.«

Als das Telefon klingelte, zuckten wir beide zusammen. Ich hob hastig ab. Es war der Nachtportier, der mich verband.

»Mr. Sinclair, ich habe eine Nachricht für Sie«, sagte Lieutenant Bengtson, sobald ich meinen Namen nannte. »Wir haben die Bungalowsiedlung genau durchsucht. Es gibt überhaupt keine Anzeichen, daß Miß Collins hier war.«

»Und was ist mit diesen angeblichen Sportfischern?« fragte ich gereizt. »Haben Sie sich um diese Leute gekümmert?«

Bengtson ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Sie sind gestern abend abgereist.«

»Heute nacht waren sie aber noch sehr aktiv«, erwiderte ich zähneknirschend.

»Sie haben ihre Rechnung bezahlt und vier Geländewagen gemietet«, fuhr der Lieutenant fort. »Kurz vor unserem letzten Zusammentreffen haben sie die Siedlung mit hoher Geschwindigkeit verlassen. Danach verliert sich ihre Spur. Wir lassen auf der ganzen Insel nach ihnen suchen. Und was werden Sie unternehmen?«

»Schlafen«, antwortete ich knapp. »Vielen Dank für den Anruf!«

»Willst du wirklich schlafen?« erkundigte sich Suko, nachdem ich aufgelegt hatte.

Ich dachte an Jane und mußte meine Ungeduld zügeln. »Sollen wir um Mitternacht eine Ausrüstung für zwei Personen kaufen?« fragte ich bitter. »Und einen Wagen mieten? Das wird nicht gut möglich sein.«

Er machte ein enttäuschtes Gesicht, stand auf und ging zur Tür. »Also, dann bis morgen«, sagte er und zog sich in sein eigenes Zimmer zurück.

Auch mir fiel es schwer, einfach schlafen zu gehen. Doch wir hatten

keine andere Wahl. Im Morgengrauen mußten wir die Verfolgung aufnehmen.

Ich korrigierte mich in Gedanken. Es gab kein Morgengrauen. Wir waren mitten in die lange Winternacht geraten. Auch tagsüber mußten wir bei fast völliger Dunkelheit Jagd auf unsere unheimlichen Gegner machen.

Mein letzter Gedanke galt Jane. In meiner Fantasie sah ich ihr blondes Haar, das mich an reifen Kansasweizen erinnerte. Und ich stellte mir vor, in welcher Notlage sie sich im Moment befand.

***

Seit undenklichen Zeiten erfüllte der Wächter des Höllentors seine Funktion. Kein lebender Mensch erinnerte sich mehr an den Beginn seiner Tätigkeit. Frühere Generationen hatten Geschichten über den merkwürdigen Alten erzählt, der nirgends zu wohnen schien und von Zeit zu Zeit über Land wanderte.

Die Vorfahren der jetzigen Bewohner der Insel hatten den Einsiedler nur sehr selten gesehen. Die unglaublichsten Geschichten rankten sich um seine Gestalt, aber alle stimmten in einem Punkt überein.

Es war besser, diesem Mann aus dem Weg zu gehen.

Im Laufe der Zeit war es so weit gekommen, daß sich niemand mehr in das Gebiet des Einsiedlers wagte. Die Furcht vor dem Höllentor, dieser lebensgefährlichen Gegend, war tief in den Menschen verwurzelt.

Da sie aber nicht mehr diese Gegend aufsuchten, sahen sie auch den Alten nicht. Nach und nach geriet er in Vergessenheit.

Nur wenige Touristen und Forscher ignorierten die Warnungen der Einheimischen und stießen zu den heißen Quellen und den Geysiren des Höllentors vor. Sie kehrten dann verstört und verängstigt zurück. Keiner von ihnen erzählte über sein Zusammentreffen mit dem Wächter des Höllentors. Die meisten hatten Angst oder fürchteten auch, ausgelacht zu werden.

So kam es, daß niemand genau wußte, was die angeblichen Hobbyfischer am Höllentor suchten.

Nur der Wächter kannte ihre wahren Absichten. Er war immer unterrichtet, wenn sich jemand an ihn wenden wollte, um den sogenannten Zugang zur Hölle zu finden.

Es war schwer, das Vertrauen des Wächters zu erringen. Wem dies jedoch gelang, dem winkte eine hohe Belohnung. Er mußte zwar alle Befehle des Wächters befolgen, doch er konnte als reicher Mann davonziehen. Das Höllentor erfüllte alle seine Wünsche.

Seit einiger Zeit waren zwölf Männer auf der Insel, die in das Höllentor vordringen wollten. Der Wächter hatte sie schon gesehen, aber bisher erschienen sie ihm nicht würdig. Erst mußten sie eine

Probe ihrer Fähigkeiten geben. Vorher war er durch nichts zu erweichen.

In dieser Nacht stieg der Wächter wieder aus den Tiefen des Höllentors herauf auf die Erde der Menschen. Der Sumpf teilte sich. Die hagere Gestalt erschien an der Oberfläche. Sofort gefroren die Wassertropfen an Kleidern und Haaren zu Eiskristallen. Der Wächter bot einen bizarren Anblick, weiß vom Scheitel bis zu den Sohlen.

Barfuß schritt er über Schnee und Eis und nahm eine scheinbar ziellose Wanderung auf.

Plötzlich blieb er stehen und neigte den Kopf, als lausche er auf ein Geräusch, das kein Mensch bei dem ununterbrochenen Heulen des Sturms hören konnte.

Wenige Minuten später tauchten Autoscheinwerfer auf. In dieser unwirtlichen und unwirklichen Gegend waren sie wie Boten aus einer anderen Welt.

Trotz des dichten Schneegestöbers konnte der Wächter alles sehen. Er beobachtet, wie die zwölf Männer, die schon ein paarmal hier gewesen waren, ausstiegen und Zelte aufschlugen. Und er sah die Frau, die sich bei ihnen befand.

Der Wächter verzog sein verwittertes Gesicht zu einer abfälligen Grimasse. Diese Frau gehörte nicht hierher. Sie war ein Feind des Höllentors und durfte nicht in der Nähe bleiben.

Der Einsiedler entschied, daß diese Frau sterben mußte, und zwar sehr schnell. Er selbst wollte sein Urteil vollstrecken.

Der Wächter fletschte seine gelben Zahnstummel und stieß ein heiseres Lachen aus, das weit über das verschneite Land hallte. Dann näherte er sich dem Lager der Menschen.

***

Schnee und Hagelkörner prasselten gegen die Windschutzscheibe. Die Scheibenwischer kamen kaum noch nach.

Trotz der laufenden Heizung war es im Wagen kalt. Jane fröstelte, konnte sich jedoch nicht fester in ihren Mantel hüllen, weil sie noch immer unter dem Bann des Anführers stand.

»Gib das Zeichen«, befahl Angel, als sie kaum noch die Kühlerhaube erkannten. »Hier lagern wir.«

»Sind wir am Höllentor?« fragte Jane ruhig.

Angel gab bereitwillig Auskunft. »Ganz in der Nähe. Wo es genau liegt, wissen wir nicht. Das weiß nur der Wächter. Aber er verrät es uns erst, wenn wir uns würdig gezeigt haben. So berichten es die alten Sagen, die uns hergelockt haben. Damit wir würdig sind, werden wir Sie opfern. Ist das logisch?«

»Logisch, aber nicht gerade menschenfreundlich«, konterte Jane. »Außerdem werden meine beiden Gefährten dafür sorgen, daß Ihre

Pläne mißlingen.«

Angel Pollock machte eine ungeduldige Handbewegung. »Die beiden können Ihnen auch nicht mehr helfen. Aussteigen!«

Bill Athering gab den anderen Fahrern ein Hupsignal. Die vier Geländewagen hielten auf freier Fläche. Seit Stunden waren sie nicht mehr auf Straßen gefahren, sondern hatten sich mühsam durch tiefen Schnee vorgekämpft. Mehrmals wären sie um ein Haar steckengeblieben. Dank des Allradantriebs waren sie aber doch vorangekommen. Außerdem hatte ihnen geholfen, daß der Untergrund hart gefroren war. So konnten sie wenigstens nicht zu tief einsinken.

Angel Pollock beugte sich über die Sitzlehne zu Jane vor. »Ich gebe Ihnen die Herrschaft über Ihren Körper wieder, Miß Collins. Schlagen Sie sich aber jeden Gedanken an Flucht aus dem Kopf. Hier gibt es im Umkreis von vielen Meilen keine menschliche Behausung. Sie würden da draußen elend erfrieren.«

Sie erwiderte nichts und atmete auf, als ein leichter Ruck durch ihren Körper lief. Arme und Beine fühlten sich taub an. Wortlos stieg Jane aus und versuchte, die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen.

Der eisige Sturm ließ sie nach Luft ringen. Erst jetzt merkte sie, welche extremen Verhältnisse hier draußen herrschten. Der Anführer der Bande hatte recht. So verrückt es klang, aber um überleben zu können, mußte sie bei den Männern bleiben, die sie töten wollten. Ohne sie hatte sie überhaupt keine Chance.

Die zwölf angeblichen Hobbyfischer schlugen Zelte auf und verstauten darin ihre Ausrüstung. Es war drei Uhr nachts, als sie Tee zubereiteten.

Bill Athering brachte Jane einen Becher. Sie nickte ihm dankbar zu und umschloß den heißen Becher mit beiden Händen.

Sie saßen alle in dem größten Zelt. Zum Schlafen mußten sie sich später auf alle Zelte verteilen.

Niemand sprach. Die Männer waren sichtlich erschöpft, auch Jane, doch sie nutzte die Zeit und musterte ihre Entführer.

Schon auf den ersten Blick sah sie, daß es Männer unterschiedlichster Art waren. Jane besaß eine gute Menschenkenntnis. Diese Männer stammten aus allen sozialen Schichten. Der jüngste Teilnehmer an dieser seltsamen Expedition war Bill Athering mit seinen achtundzwanzig Jahren. Den ältesten Teilnehmer schätzte sie auf siebzig.

So weit war sie in ihren Überlegungen gekommen, als es vor dem Zelt einen dumpfen Krach gab.

»Das war einer der Wagen!« Der Anführer sprang auf. »Los, wir sehen nach!«

Er lief zum Eingang des großen Zeltes und zog den Reißverschluß

auf. Im nächsten Augenblick erhielt er einen Schlag, der ihn bis zur Hinterwand schleuderte. Dort brach er zusammen und rührte sich nicht mehr.

Durch den Zelteingang drängte sich ein gewaltiger Eisbär. Die schwarzen Augen des Tiers waren auf Jane Collins gerichtet.

Die Männer waren so entsetzt und überrascht, daß niemand etwas unternahm. Der Eisbär füllte mit seinem Körper den Eingang vollständig aus. Ein einziger Prankenhieb mußte tödlich wirken.

»Die Gewehre!« Jane hatte gesehen, daß sie welche in der Ausrüstung hatten. »Schnell, die Gewehre!«

Keiner rührte sich. Die Angst lähmte sie. Diejenigen, die dem Bären am nächsten saßen, drängten langsam weiter nach hinten. Dadurch konnte sich keiner mehr bewegen.

Die Kisten mit der Ausrüstung standen im Hintergrund des Zeltes. Sie alle wären verloren gewesen, wäre nicht Angel Pollock wieder zu sich gekommen.

»Ein Gewehr, rasch!« rief ihm Jane zu.

Obwohl er noch von dem Sturz benommen war, handelte er sofort. Er öffnete eine der Kisten, riß ein Gewehr heraus und legte an.

In diesem Moment stürzte sich der Bär auf Jane. Seine Pranke sauste durch die Luft.

Mit einem gewaltigen Sprung brachte sich die Privatdetektivin in Sicherheit. Um Haaresbreite verfehlten sie die messerscharfen Krallen des Bären. Jane stürzte über den Tisch, rollte sich ab und fiel neben Angel Pollock zu Boden.

Der Bär richtete sich auf. Sein Kopf stieß gegen die Decke. Er riß das Zelt aus der Verankerung.

Sofort fauchte der eisige Wind durch die Ritzen und verlöschte die Lampen. In der Dunkelheit griff Jane in die Kiste. Sie fühlte ein Gewehr zwischen den Fingern.

»Alle bleiben sitzen!« befahl Angel scharf. »Ich treffe sonst einen von euch!«

Es krachte ohrenbetäubend, als der Bär über den Tisch kletterte. Er zermalmte ihn unter sich.

Jane betastete das Gewehr, entsicherte und spannte es. Sie hielt die Luft an. Hoffentlich war es geladen.

Über dem Himmel flammte Nordlicht. Gegen den helleren Hintergrund konnte Jane den Bären erkennen.

Sie drückte gleichzeitig mit Angel Pollock ab.

Die Schüsse donnerten. Der Eisbär riß die Vorderpranken hoch und blieb im Zeltgestänge hängen. Alles brach über den dreizehn Menschen zusammen.

Es war das Chaos!

Die Männer schrien durcheinander, als würde sie der Eisbär

zerfleischen. Jeder glaubte, von dem Tier angefallen zu werden. Sie kämpften darum, wieder freizukommen.

Jane hatte Glück. Sie hatte dicht am Zeltrand gekauert. Die Zeltplane glitt über ihren Körper. Sie lag im Freien.

Sofort richtete sie sich auf und starrte auf die zuckende Masse von Menschen, die sich unter dem zusammengestürzten Zelt bewegte.

Sie hielt noch immer das Gewehr in der Hand, bereit auf den Eisbären zu schießen. Doch vorläufig sah sie das Tier gar nicht.

»Keine Bewegung«, sagte in ihrem Rücken eine scharfe Stimme. Es war Angel Pollock. Er drückte ihr sein Gewehr zwischen die Rippen. Offenbar war es auch ihm rasch gelungen, sich zu befreien. »Ich könnte Sie bannen, aber das will ich jetzt nicht. Nicht der Eisbär soll sie töten, sondern ich werde das besorgen. Also, lassen Sie das Gewehr fallen!«

Jane hatte keine andere Wahl. Sie öffnete die Hände. Das Gewehr fiel in den Schnee. Pollock zog es hastig zur Seite.

In diesem Augenblick tauchte der Bär aus dem Zelt auf. Pollock riß das Gewehr hoch und feuerte noch zweimal.

Das Tier zeigte keine Wirkung, drehte sich jedoch um und lief auf allen vieren davon.

Das Nordlicht war jetzt so stark, daß Jane jede Einzelheit erkannte.

Nach einer Viertelmeile richtete sich der Eisbär auf und lief direkt auf einen brodelnden Sumpf zu. Bereits nach wenigen Schritten fiel der dichte Pelz von ihm ab.

Die Männer, die aus dem Zelt gekrochen waren, schrien auf. Auch Angel starrte fassungslos auf die Erscheinung.

Der Bär hatte sich in einen weißhaarigen Mann verwandelt, um dessen hageren Körper zerlumpte Kleider schlotterten. Er rannte in den kochenden Morast hinein und war im nächsten Moment verschwunden.

Jane faßte sich als erste. Sie merkte, daß der Anführer der angeblichen Fischer noch ganz unter dem Bann des eben Erlebten stand und nicht auf sie achtete.

Mit einem Hechtsprung warf sie sich auf ihn und riß ihm das Gewehr aus den Händen. Ein Schuß löste sich. Die Kugel fuhr in den Schnee, ohne Schaden anzurichten.

Angel trat und schlug nach Jane, aber sie wand ihm mit einer geschickten Bewegung das Gewehr aus der Hand.

Er warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf sie und riß sie zu Boden. Seine Hände legten sich wie eiserne Klammern um ihren Hals.

Jane bekam keine Luft mehr. Vor ihren Augen tanzten rote Funken und schwarze Schleier. In ihren Ohren dröhnte das Blut.

Wollte er sie auf der Stelle umbringen?

Sie schlug nach dem Hals des Anführers. Sein Körper streckte sich.

Seine Finger glitten von ihrer Kehle.

Keuchend und gierig nach Luft schnappend, wälzte sich Jane unter ihm hervor und erstarrte.

Dicht vor ihrem Gesicht sah sie zwei Gewehrläufe.

»Endstation, Miß Collins«, sagte einer der Männer hart. »Keine Bewegung oder ich drücke ab!«

Seufzend ließ sich Jane in den Schnee sinken. Sie hatte verloren.

***

Um sieben Uhr waren wir auf den Beinen. Unser Frühstück bestand aus einer Tasse Tee. Dann machten wir uns an die Beschaffung unserer Ausrüstung.

Lieutenant Bengtson ließ sich nicht blicken, und das war mir nur recht. Er hatte uns bisher nur mit Mißtrauen beobachtet, uns aber nicht wirklich geholfen.

Am späten Vormittag verließen wir Reykjavik. Auf einer genauen Landkarte hatten wir das Gebiet des Höllentors eingezeichnet. Es handelte sich dabei um ein ganzes Planquadrat, so daß wir nicht genau wußten, wo wir nach Jane und ihren Entführern suchen sollten. Die ununterbrochene Winternacht erschwerte unsere Arbeit zusätzlich.

Wenn ich ehrlich mit mir selbst war, so mußte ich eingestehen, daß wir nur sehr geringe Chancen hatten. Noch dazu setzte Schneegestöber ein, als wir uns dem fraglichen Gebiet bis auf ungefähr zwanzig Meilen genähert hatten.

»Wir müssen jetzt von der Straße runter«, sagte Suko, der die Karte auf den Knien liegen hatte und sie im Schein einer Taschenlampe studierte. »Paß bloß auf, daß wir nicht in der ersten Schneewehe steckenbleiben.«

»Du hast gut reden!« Ich nahm den Fuß vom Gaspedal des Geländewagens und hielt Ausschau. Das Licht der aufgeblendeten Scheinwerfer wurde von Schneewolken verschluckt, die der Wind über das offene Land trieb. »Woher soll ich wissen, wo uns die Schneedecke trägt und wo nicht? Aber ich habe eine Idee!« Ich grinste meinem Freund zu. »Du steigst aus und gehst voran. Wenn du plötzlich weg bist, weiß ich, daß es dort ein Schneeloch gibt.«

»Witzbold«, knurrte Suko.

Es war uns beiden nicht gerade heiter zumute. Wir wußten, daß sich Jane noch immer in den Händen ihrer Entführer befand, und vorläufig konnten wir nichts zu ihrer Rettung tun. Wir wollten durch solche Scherze nur unsere innere Anspannung und Verkrampfung überspielen.

Ich fuhr nur mehr im Schrittempo. Schneeflocken tanzten in den Scheinwerferkegeln. Nordlicht zuckte über den Himmel. Es war ein großartiges Schauspiel, doch ich hatte nicht mehr als einen flüchtigen

Blick dafür.

»Vielleicht könnten wir…«, setzte ich an und verstummte.

Suko packte mich hart am Arm. »John, dort vorne!« rief er und deutete durch die Windschutzscheibe.

Am Straßenrand stand ein Mann, von Kopf bis Fuß in dicke Pelze gehüllt. Er hob den Arm und winkte.

»Hier draußen ein Anhalter?« murmelte ich und lockerte meine Beretta. Sicher war sicher.

Als ich neben dem Fremden bremste, kurbelte Suko das Seitenfenster herunter. Eisiger Wind fauchte in das Wageninnere.

»Sprechen Sie Englisch?« wandte er sich an den Fremden.

Der Unbekannte schlug seine Pelzkapuze auseinander. Ich sah ein wettergegerbtes Gesicht mit dunklen Augen. Das Alter war unmöglich zu schätzen.

»Ich bin Meteorologe«, sagte der Fremde in akzentfreiem Englisch. »Mein Wagen ist liegengeblieben. Nehmen Sie mich mit?«

Ich runzelte die Stirn. »Das trifft sich ungünstig, weil wir eigentlich mitten in die Wildnis wollen.« Doch dann gab ich mir einen Ruck. Schließlich konnte ich den Mann nicht im Schneesturm stehenlassen, meilenweit entfernt von jeder Ansiedlung. »Steigen Sie ein!« forderte ich ihn auf.

»Vielen Dank«, sagte er mit einem eigentümlichen Lachen, das mir seltsam vertraut vorkam. Ich schüttelte über mich selbst den Kopf. Ich kannte diesen Mann nicht, das wußte ich ganz genau.

»Wir fahren Sie zur nächsten Siedlung oder zu einem Haus, von wo aus Sie um Hilfe telefonieren können«, schlug ich vor und legte den Gang ein.

»Meinetwegen brauchen Sie keine Umstände zu machen«, erklärte der Fremde, der sich auf die hintere Sitzbank geschoben hatte. »Weichen Sie nicht von Ihrer Route ab.«

»Das können wir gar nicht, weil wir diese Route selbst nicht kennen«, erwiderte Suko grinsend.

»Dann wollen Sie bestimmt zum Höllentor.« Wieder lachte der Fremde so merkwürdig. »Alle Touristen, die sich in diese Gegend verirren, wollen zum Höllentor. Fahren Sie, ich zeige Ihnen den Weg. Ich kenne mich hier gut aus. Nach einer halben Meile kommt eine Abzweigung. Wenn Sie die verpassen, landen Sie unweigerlich im Tiefschnee und können Ihren Wagen abschreiben, so wie ich den meinen.«

Ich überlegte nicht lange. Einerseits hatte der Fremde keinen Grund, uns in die Irre zu leiten. Andererseits fanden wir ohne Hilfe den Weg zum Höllentor wahrscheinlich nie.

»Halt, jetzt rechts ab!« rief der Unbekannte nach ungefähr einer halben Meile. »Und nun immer geradeaus. Du kannst es nicht mehr

verfehlen, John Sinclair!«

Ich trat hart auf die Bremse, würgte den Motor ab und wirbelte herum.

»Woher kennen Sie mich?« rief ich, doch dann blieb mir das Wort im Hals stecken.

Der Fremde verwandelte sich – und war mir plötzlich gar nicht mehr so fremd.

Ich kannte die kleine Gestalt mit der grünlich schimmernden Haut und den wallenden Kleidern.

»Myxin, der Magier!«

***

Es dauerte über eine Stunde, bis die Männer des Expeditionstrupps den Schaden behoben hatten. Angel Pollock, ihr Anführer, überging es, daß Jane ihn niedergeschlagen hatte. Er tat so, als wäre sie gar nicht vorhanden. Allerdings sorgte er dafür, daß sie an keine Waffen mehr herankam.

Endlich erhielt auch Jane einen Schlafsack und war Sekunden später trotz der gefährlichen Situation eingeschlafen. Nach dem anstrengenden Auftrag in London hatte sie sich schon vor vielen Stunden ausruhen wollen, kam aber erst jetzt dazu.

Als sie halb erwachte, wußte sie nicht, wie spät es war. Sie war viel zu müde, um auf ihre Armbanduhr zu sehen. Da es draußen immer dunkel blieb, konnte sie sich auch danach nicht orientieren.

Alle im Zelt schliefen, doch sie vermutete, daß Angel Pollock einen Wächter aufgestellt hatte. Ein zweites Mal wollte er sich bestimmt nicht so überrumpeln lassen wie von dem Eisbären.

Der Eisbär! Jane konnte sich schon einen Reim auf diesen Zwischenfall machen. Das mußte der Wächter gewesen sein, von dem mehrmals die Rede gewesen war. Der Wächter des Höllentors, der sie in der Gestalt eines Eisbären angegriffen hatte.

Warum aber hatte er ausgerechnet sie, Jane, töten wollen? Vielleicht, weil sie nicht zu der Gruppe von Männern gehörte, die das Höllentor suchten?

Ehe sie weiter darüber nachdenken konnte, schlief sie wieder ein.

Bill Athering weckte sie. Sein Gesicht wirkte im Schein der Kerosinlampe wie aus Stein gehauen.

»Sie müssen aufstehen«, sagte er schroff und wollte sich wieder abwenden.

Jane hielt ihn am Arm fest. »Wie spät ist es?« erkundigte sie sich.

»Zwölf Uhr mittag«, antwortete er, riß sich los und verließ das Zelt.

Ihr Versuch, den jungen Millionärssohn in ein Gespräch zu verwickeln, war gescheitert. Seufzend kroch Jane aus dem Schlafsack, hüllte sich in ihren Mantel und trat vor das Zelt.

Im nächsten Augenblick wurde sie gepackt. Von beiden Seiten legten sich Hände wie stählerne Klauen um ihre Arme. Drei, vier Männer zerrten sie mit sich.

Jane schrie auf und schlug um sich, doch gegen diese Übermacht kam sie nicht an. Sie konnte nicht einmal ihre Karatefähigkeiten oder Judo einsetzen. Hilflos hing sie in den Griffen der Männer.

Für einen Moment sah sie Bill Athering. Er stand mit gesenktem Kopf ein Stück abseits und wich ihrem Blick aus.

Sie zerrten Jane Collins bis an den Rand des Sumpfes, in dem in der letzten Nacht der Wächter verschwunden war. Jetzt war nichts mehr von den brodelnden Schlammassen zu sehen. Sie waren zugefroren. Der Wind hatte Schnee darauf gehäuft.

Sie versetzten Jane noch einen Stoß, der sie zu Boden warf. Dann zogen sie sich hastig zurück.

Sie raffte sich wieder auf und blickte um sich.

Alle zwölf Expeditionsteilnehmer hielten Gewehre in den Händen. Sie richteten die Mündungen auf Jane – mit Ausnahme von Bill. Er senkte sein Gewehr.

Angel Pollock kümmerte sich nicht darum, daß einer seiner Begleiter aus der Reihe tanzte. Er trat ein paar Schritte vor.

An Flucht war nicht zu denken. Jane konnte nicht im Schutz der Dunkelheit entkommen, weil immer wieder Flammenzungen des Nordlichts über den schwarzen Himmel leckten. Und Deckung gab es überhaupt keine.

»Ich gebe Ihnen noch genau fünf Minuten, Jane Collins!« rief Angel Pollock. »Sie stehen an der Stelle, an der der Wächter verschwunden ist. Wenn wir Sie dort opfern, wird er uns anerkennen und uns das Höllentor zeigen. Danach sind wir reich. Das Höllentor wird jeden unserer Wünsche erfüllen! Und Sie sind der Preis dafür!«

Jane stand auf. Sie hatte sich alle Möglichkeiten überlegt und entschieden, daß es keine Rettung mehr gab. Sie mußte sterben. Zwar hätte sie sich nie gedacht, daß sie unter den Kugeln von zwölf geldgierigen, verblendeten Männern enden würde, aber es war nicht zu ändern.

Wenn schon, dann wollte sie ihren Mördern mit Haltung begegnen. Vielleicht trug das dazu bei, daß sich hinterher bei dem einen oder anderen das schlechte Gewissen meldete.

Das hatte nichts damit zu tun, daß Jane Collins die Heldin spielen wollte. Sie wußte nur, wann es aus war.

»Sehen Sie auf Ihre Uhr, Angel!« rief sie dem Anführer zu. »Wenn Sie mir schon fünf Minuten zugestehen, verlange ich sie auch bis auf die letzte Sekunde!«

Er antwortete nicht. Die Spannung lag greifbar in der Luft.

Jane biß die Zähne zusammen und hoffte auf ein Wunder. Sie sah

sich der Reihe nach die Männer an. Wegen der Entfernung waren ihre Gesichter nur, helle Flecken. Sie konnte nicht erkennen, ob ihre Mörder aufgeregt waren oder nicht. Es spielte auch keine Rolle für sie.

Bill Athering würde nicht schießen. Das wußte sie. Doch auch das war unwichtig geworden.

Angel Pollock sah mehrmals auf seine Uhr. Und Jane hoffte noch immer auf ein Wunder.

Es geschah nicht.

Endlich hob Pollock den Lauf seines Gewehrs.

»Die fünf Minuten sind um!« rief er. Seine Stimme bebte.

Jane schloß die Augen. Noch einmal dachte sie verzweifelt an John Sinclair, dann…

***

Myxin, der Magier! Und ob Suko und ich ihn kannten!

Wie der Schwarze Tod, mein Erzfeind, war auch er uralt. Schon in Atlantis hatten sich er und der Schwarze Tod bekämpft. Damals verlor Myxin. Die Vorherrschaft im Reich der Finsternis fiel an den Schwarzen Tod, der seinen Gegner auf sehr wirkungsvolle Weise ausschaltete. Er verbannte Myxin in einem goldenen Sarg auf den Meeresgrund und versetzte ihn in einen zehntausendjährigen Schlaf.

Suko, Jane und ich befreiten Myxin aus seiner Lage, da wir seine Hilfe gegen den Schwarzen Tod brauchten. Er sollte uns helfen, das Dämonenauge zu vernichten.

Das tat er zwar, doch deshalb stand er noch lange nicht auf unserer Seite. Myxin gehörte wie der Schwarze Tod zu den Dämonen. Alles Gute war ihm ein Greuel. Er verbündete sich nur mit uns, wenn er dadurch seinem Urfeind einen Streich spielen konnte. Wenn er jetzt in Island auftauchte, konnte das nur eines bedeuten. Irgendwie hatte der Schwarze Tod seine Hand im Spiel, auch wenn wir bisher noch nichts davon bemerkt hatten.

»Ihr seid überrascht?« Er grinste und stieß dieses Lachen aus, das mir vorhin schon bekannt vorgekommen war. An Myxin, den Magier, hätte ich jedoch nicht gedacht.

»Ich habe nicht mit dir gerechnet«, gab ich zu. »Du stehst nicht auf unserer Seite, Myxin.«

Er schüttelte den Kopf. Seine Augen blitzten. »Allerdings nicht, John Sinclair. Aber ich habe euch den Weg zum Höllentor gezeigt. Das ist doch sehr freundlich von mir, oder nicht?«

»Was verlangst du dafür?« fragte Suko grollend. »Du machst nichts umsonst.«

»Sehr klug gesprochen.« Der Magier nickte spöttisch. »Allerdings, ich verlange etwas dafür! Ihr sollt diese zwölf angeblichen Hobbyfischer vertreiben. Bringt sie um oder werft sie ins Meer oder schickt sie ins

Gefängnis! Es ist mir gleich, aber schafft sie weg!«

»Und warum?« fragte ich direkt.

»Warum?« Seine Augen blitzten wütend auf. »Weil sie sonst früher oder später das Höllentor finden und den Wächter überzeugen werden, daß sie würdig sind. Dann werden sie mit Reichtümern überhäuft.«

Ich hob erstaunt die Augenbrauen. »Was stört es dich, wenn zwölf Menschen reich werden?«

Myxin schüttelte ärgerlich die Faust. »Willst du mich denn nicht verstehen, John Sinclair, oder weißt du es wirklich nicht? Dieses Höllentor auf Island ist ein uralter Stützpunkt des Schwarzen Todes. Er hat den Wächter eingesetzt, damit der alle Menschen vertreibt. Nur solche, die dem Schwarzen Tod dienen können, dürfen das Tor erreichen. Sie verschreiben sich mit Leib und Seele dem Schwarzen Tod und werden dafür reich belohnt. Von Stund an sind sie Handlanger meines Feindes und befolgen jeden seiner Befehle. Und das paßt mir nicht! Ich will nicht, daß er zwölf gehorsame Diener bekommt! Ihr werdet das verhindern, sonst stirbt Jane Collins in fünf Minuten!«

Suko stieß einen heiseren Schrei aus. »Willst du uns erpressen, du grüner Zwerg?« brüllte er. »Wenn du Jane auch nur ein Haar krümmst, stecke ich dich eigenhändig wieder in deine goldene Konservendose und versenke dich auf den Meeresgrund!«

Der Magier kicherte unbeeindruckt. »Angel Pollock, der Anführer dieser Narren, hat soeben eurer Freundin eine letzte Frist von fünf Minuten eingeräumt. Nach Ablauf dieser Zeitspanne wird sie von den zwölf Männern erschossen. Ich habe nichts damit zu tun.«

Mein Herz krampfte sich zusammen. Jane sollte erschossen werden?

Ich ließ den Motor anspringen und rammte den Fuß auf das Gaspedal. Obwohl ich wußte, daß wir es in dieser Zeitspanne nicht bis zum Höllentor schaffen würden, konnte ich nicht untätig hier sitzen.

»Laß das, John Sinclair!« rief Myxin höhnisch. »Es hat keinen Sinn!«

»Aber ich muß etwas tun!« brüllte ich verzweifelt und legte den Gang hinein.

Der Motor erstarb ohne ersichtlichen Grund. Bestimmt hatte dieser Satan mit der grünlich schimmernden Haut seine Finger im Spiel.

»*Ich* werde Jane Collins retten«, sagte Myxin ruhig. »Wenn ihr mir versprecht, meine Bedingungen zu erfüllen.«

Noch wagte ich nicht aufzuatmen. Ich ahnte, daß ein dickes Ende bevorstand. Myxin war kein Wohltäter der Menschheit.

»Was verlangst du?« fragte ich und kämpfte meine Nervosität nieder. Ich hätte dem Kerl an die Kehle springen können, wußte jedoch ganz genau, daß das keinen Sinn hatte. Myxin war im Moment der Stärkere.

»Ihr verjagt diese zwölf Männer oder macht sie sonstwie unschädlich!« sagte der Magier plötzlich mit schneidender Stimme.

»Einverstanden!« stieß Suko hervor. Trotz der Kälte floß der Schweiß in Strömen über sein Gesicht. Er machte sich genauso viele Sorgen um Jane wie ich.

»Zweitens werdet ihr den Wächter bannen«, fuhr Myxin im gleichen Ton fort. »Er ist ein Dämon. Sei vorsichtig, John Sinclair! Er ist sogar ein sehr mächtiger Dämon. Laßt euch nicht durch sein Äußeres täuschen.«

»Einverstanden!« sagte ich hastig.

»Aber wir sitzen hier und reden, und in der Zwischenzeit…!«

Myxin hob die Hand und winkte schroff ab.

»Drittens werdet ihr das Höllentor schließen, damit der Schwarze Tod nie mehr auf diesem Weg Diener anwerben kann«, erklärte er.

»Auch einverstanden, aber jetzt…«

Wieder konnte ich nicht aussprechen.

»Ich rette Jane Collins – für den Moment.« Myxin zog in einem spöttischen, bösartigen Grinsen die Lippen von den Zähnen zurück. »Jane Collins wird leben. Aber wenn ihr versagt und die Männer nicht vertreibt, wenn ihr den Wächterdämon nicht bannt und das Höllentor nicht schließt, mache ich alles rückgängig. Dann wird es so sein, als wäre ich nie dazwischengetreten. Ihr wißt, was das bedeutet?«

»Du Teufel!« schrie Suko und wollte sich über die Sitzlehne nach hinten auf den Magier werfen. Er sackte jedoch mit einem Wehlaut auf den Sitz zurück. Myxin hatte ihn mit seinen dämonischen Kräften spielend abgewehrt.

»Jane Collins stirbt an elf Gewehrkugeln«, sagte der Magier ganz ruhig, als wäre nichts geschehen. »An elf Gewehrkugeln, die jetzt gleich abgefeuert werden und die Jane erst nach eurem Versagen treffen werden! Ihr habt mich verstanden und wißt, was auf dem Spiel steht! Janes Leben liegt in euren Händen.«

Im nächsten Moment war der Magier spurlos verschwunden.

Suko und ich sahen uns betroffen an.

»Elf Kugeln«, murmelte ich. Ich fror bei dem Gedanken, daß Jane in diesen Sekunden vor ihrem Hinrichtungskommando stand. »Wieso nur elf Kugeln? Ich denke, es sind zwölf Männer?«

»Vielleicht haben sie nur elf Gewehre«, meinte Suko. »Oder einer der Männer wird nicht abdrücken!«

Ich warf einen Blick auf die Uhr.

»Richtig müßte es heißen, einer der zwölf Männer hat vor wenigen Sekunden nicht abgedrückt. Die Galgenfrist ist um!«

***

»Feuer!« schrie Angel Pollock.

Die Schüsse krachten durch die tödliche Stille.

Jane taumelte. Die Beine versagten ihr den Dienst. Stöhnend sank sie in den Schnee.

Entgeistert schlug sie die Augen auf. Es dauerte ein paar Sekunden bis sie begriff, daß sie noch lebte.

Die Männer standen mit angelegten Gewehren vor ihr. Nur Bill Athering hielt den Lauf seiner Waffe gesenkt. Er hatte nicht geschossen.

Aber die anderen hatten auf sie gezielt und abgedrückt! Es war unmöglich, daß alle elf danebengeschossen hatten! Oder waren ihre Gewehre mit Platzpatronen geladen?

Für einen Moment sah Jane Collins hinter ihren Mördern eine Gestalt. Ein kleiner Mann mit grünlich schimmernder Haut, in einen langen, merkwürdigen Umhang gehüllt, schwebte über ihren Köpfen. Er grinste Jane spöttisch zu und war im nächsten Moment wieder verschwunden.

Allmählich verstand sie die Zusammenhänge. Myxin, der Magier! Sie kannte ihn sehr gut. Er hatte sie im letzten Augenblick gerettet.

Noch wußte sie nicht, weshalb er das getan hatte. Klar war nur, daß er es nicht aus Menschenfreundlichkeit getan hatte. Er würde schon seine Rechnung präsentieren.

Wichtig war nur, daß sie lebte.

Sie stand wieder auf und rang um Fassung. Sie wollte den Männern nicht zeigen, wie schwach sie noch war. Der Schock saß ihr in allen Knochen.

Einer nach dem anderen ließ das Gewehr sinken. Die Männer starrten sie fassungslos an.

Furcht zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab. Einer der angeblichen Hobbyfischer schleuderte das Gewehr von sich und lief schreiend in sein Zelt. Die anderen wichen zurück, als Jane auf sie zuging.

Nur Angel Pollock blieb stehen. Er preßte die Lippen zusammen, daß sie nur mehr einen schmalen Strich bildeten.

»Du bist eine Hexe!« stieß er hervor. »Du hast uns und unsere Waffen verhext!«

Jane blieb einen Schritt vor dem wütenden Mann stehen und sah ihm unverwandt in die Augen.

»Ich habe dich von Anfang an gewarnt, Angel!« sagte sie scharf. »Dein Plan ist Wahnsinn! Du kannst uns nicht widerstehen! Wir werden siegen!«

»Niemals!« schrie er und hob wieder sein Gewehr.

Jane hielt den Atem an. Wenn er jetzt abdrückte, war sie doch verloren. Sie wußte nicht, ob Myxin noch in der Nähe war und sie überhaupt ein zweites Mal retten wollte.

»Wenn du mich tötest, hast du nichts gewonnen«, sagte sie mühsam

beherrscht. »Dann kommen nur die Kräfte, die in mir schlummern, über dich, und du wirst dein Ziel nie erreichen!«

»Ich glaube, sie hat recht, Angel«, mischte sich Bill Athering ein. Er war sichtlich erleichtert, daß ihr nichts passiert war. »Angel, wir haben dem Wächter bewiesen, daß wir einen Menschen töten wollten. Wir haben sogar abgedrückt. Es ist nicht unsere Schuld, daß sie noch lebt. Der Wächter wird das anerkennen.«

Angel blickte abwechselnd zu Bill und Jane. In seinem Gesicht arbeitete es.

»Also gut«, sagte er nach einer scheinbar endlos langen Pause. »Gut, ich werde es versuchen, Wenn sich der Wächter bis Mitternacht bei uns meldet, ist es mir gleich, was aus ihr wird. Kommt er aber nicht und zeigt er uns das Höllentor nicht, bringe ich sie eigenhändig um. Wer von euch mitmacht, wird seinen Anteil an den Schätzen des Höllentors bekommen. Wer kneift, geht leer aus.«

Er winkte die anderen zu sich.

»Bringt sie in das Hauptzelt und fesselt sie!« befahl er. »Sie darf auf keinen Fall entkommen. Es muß immer ein Wächter bei ihr bleiben!«

Sie packten Jane, die sich ohne Widerstand in das Zelt führen ließ. Sie war schon froh, daß sie noch lebte. Gegenwehr wäre unsinnig gewesen. Da verließ sie sich lieber auf ihr Glück und auf John und Suko, die bestimmt schon in der Nähe waren.

***

»Myxin hat uns den Weg gezeigt«, meinte Suko, nachdem wir ungefähr eine Stunde immer geradeaus über die Schneefelder gefahren waren. »Er hat uns aber nicht gesagt, wo wir die Verblendeten finden.«

»Das dürfte nicht schwierig sein«, antwortete ich und schaltete die Scheibenwischer auf größere Geschwindigkeit. »Wir werden es an der Landschaft erkennen, wenn wir uns dem Höllentor nähern. Den Beschreibungen nach muß es eine sehr unheimliche Gegend sein.«

»Wenn es nur nicht so dunkel da draußen wäre«, sagte Suko seufzend. »Kann denn keiner das Licht einschalten?«

Als ob er ein Stichwort gegeben hätte, blitzte es im selben Moment vor uns auf.

Ich glaubte schon, wir hätten das Lager der Dämonensucher erreicht, und sie hätten ein Feuer angezündet, als sich der Lichtschein ausweitete und bald den gesamten Horizont einnahm.

»Nordlicht«, sagte ich und beobachtete fasziniert die Leuchterscheinung.

»Und ein Autostopper«, sagte Suko trocken.

Das riß mich sofort aus meinen Beobachtungen. Tatsächlich stand wieder eine in Pelz gehüllte Gestalt an unserem Weg und winkte.

»Was will Myxin denn noch von uns?« fragte ich verbittert. »Er hat uns ja schon sein Ultimatum gestellt. Wenn wir uns nicht nach seinen Wünschen richten, wird Jane erschossen. Dann wirken die Kugeln sozusagen nachträglich.«

Ich bremste neben dem Mann, und Suko kurbelte das Seitenfenster herunter.

Der Fremde schleuderte den Pelzumhang von sich. Vor uns stand ein hagerer, alter Mann mit einem wettergegerbten Gesicht und kalten, erloschenen Augen. Um seine dürre Gestalt hingen Kleider, die nur durch eine dicke Schlammschicht zusammenhielten.

Ehe einer von uns reagieren konnte, schnellten die knochigen Finger des Alten in den Wagen. Wie Klauen schlossen sie sich um Sukos Hals.

Mein Freund stieß einen gurgelnden Schrei aus, der sofort erstarb. Er schlug verzweifelt nach dem Angreifer, aber seine Fäuste prallten wirkungslos ab.

Und das wollte etwas heißen. Suko war trainierter Karatekämpfer. Wo er hinschlug, wuchs kein Gras mehr.

Ein Dämon! Der Alte mußte ein Dämon in Menschengestalt sein!

Er war der Wächter des Höllentors, kein anderer! Jener Dämon, den wir in Myxins Auftrag bannen sollten!

Ich mußte Suko schnellstens helfen. Sein Gesicht lief bereits blau an.

Ich packte die Finger des Alten. Sie fühlten sich wie Eis an. Mit aller Kraft wollte ich sie auseinanderbiegen. Ebenso hätte ich versuchen können, unseren Wagen hochzuheben. Sie ließen sich nicht um Haaresbreite bewegen.

Sukos Bewegungen wurden langsamer. Er drohte zu ersticken.

In höchster Not riß ich die Beretta aus der Schulterhalfter. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen und eine hervorragende Waffe gegen Dämonen.

Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich legte auf den Wächter des Höllentors an und drückte ab.

Der Knall in dem engen Wageninneren ließ fast meine Trommelfelle platzen. Die Kugel traf genau.

Seine Finger lösten sich von Sukos Hals. Mein chinesischer Freund holte röchelnd Luft. Schwer angeschlagen lag er in dem Nebensitz. Seine Augen waren schon glasig. Auf ihn durfte ich im Moment nicht zählen.

Der Wächter des Höllentors taumelte zurück, die Hände vor das Gesicht gepreßt. Ein anderer Dämon hätte sich unter der Wirkung der geweihten Silberkugel bereits aufgelöst. Nicht so dieser hier.

Myxin hatte recht. Der Wächter war tatsächlich ein besonders gefährlicher Dämon.

Ich griff nach meinem Spezialkoffer, der neben Sukos Beinen auf dem Boden stand.

»Geht es wieder?« stieß ich hastig hervor.

»Wunderbar«, krächzte Suko kaum verständlich. Er rieb sich seinen Hals und atmete noch immer schwer.

In fieberhafter Eile öffnete ich meine Tür, glitt ins Freie und stellte den Koffer auf den Boden. Ich durfte beim Öffnen keinen Fehler machen, sonst traf mich das betäubende Gas, das Unbefugte außer Gefecht setzen sollte.

Endlich klappte mein Koffer auf, und ich konnte die mit rotem Samt ausgeschlagenen Fächer sehen, als ich einen Schrei hörte.

Erschrocken fuhr ich hoch.

Suko wehrte sich verzweifelt, doch der Dämon war trotz seiner Verletzung stärker als mein Freund. Immer noch hielt sich der Wächter des Höllentors nicht nur auf den Beinen, sondern griff uns auch noch an.

»John, Hilfe!« schrie Suko, als ihn der Dämon aus dem Wagen zerrte.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit lief der Wächter davon und zog Suko hinter sich her.

Wäre mein Freund voll bei Kräften gewesen, hätte er sich wahrscheinlich selbst befreit. So aber war er noch schwer angeschlagen.

Ich hatte keine Zeit für lange Vorbereitungen, sondern griff in meinen Koffer und zerrte den silbernen Dolch hervor. Er war ebenfalls geweiht und hatte die Form eines Kreuzes. Außerdem war der Griff mit Symbolen der Weißen Magie bedeckt. Bisher war ich auf keinen untergeordneten Dämon gestoßen, der dieser Waffe widerstanden hätte.

In langen Sätzen jagte ich hinter dem Wächter her. Suko versuchte, nach ihm zu treten, hatte jedoch keine Chance. Auch mit weit ausgebreiteten Armen konnte er sich nirgendwo festhalten oder das Tempo seines Entführers drosseln.

Ich rannte durch den tiefen, weichen Schnee, daß die kalte Luft in meinen Lungen stach und in meinem Hals brannte. Meine Füße sanken bei jedem Schritt bis zu den Knöcheln ein.

Trotzdem holte ich langsam, aber sicher auf.

Da öffnete sich vor dem Wächter die Schneedecke. Gelbe Gasfontänen schossen aus dem Boden herovr. Giftige Schwefeldämpfe!

Die Spalten verbreiterten sich. Aus der Tief stieg brodelnder Schlamm, warf Blasen und strahlte eine unerträgliche Hitze aus.

Nur noch wenige Schritte trennten den Wächter von dem tödlichen Sumpf.

Suko schrie gellend auf, als er die Gefahr erkannte.

Mit letzter Kraft schnellte ich mich von hinten auf den Dämon, holte weit aus und stach mit dem geweihten Dolch zu.

Ich hatte das Gefühl, gegen eine Betonmauer zu treffen. Meine Hand

prallte von dem Rücken des Dämons ab, der Dolch flog durch die Luft. Ich stieß einen Schmerzensschrei aus. Mein Hand fühlte sich an, als wäre sie gebrochen.

Der Wächter des Höllentors ließ Suko los. Mein Freund rollte erschöpft in den Schnee und blieb wie tot liegen.

Der Wächter jedoch ging unbeirrt weiter, als wäre nichts passiert. Schon reichte ihm der kochende Sumpf bis zu den Knien, dann bis zur Brust, und endlich ging er unter.

Ein eisiger Windstoß ließ die Oberfläche des Morastes gefrieren und wehte Schnee darüber, bis keine Spur mehr von ihm zu sehen war.

Ich wankte zu Suko, half ihm auf die Beine und hob meinen Dolch auf. Trotz des harten Aufpralls war er unbeschädigt.

»Das war knapp«, stieß Suko keuchend hervor. »Danke, John!«

Ich winkte ab. »Nicht der Rede wert. Das nächste Mal hilfst du mir!«

Er schüttelte den Kopf. »Also, das verstehe ich nicht! Erst ein Volltreffer aus deiner Beretta, dann ein Stich mit deinem Dolch. Und beides hat er überstanden!«

»Myxin hat uns nicht belogen«, sagte ich sehr ernst. »Wir haben es mit einem mächtigeren Gegner zu tun, als wir geglaubt haben.«

Suko nickte nur und folgte mir schweigend zu unserem Geländewagen, der mit aufgeblendeten Scheinwerfern auf der unendlichen weißen Fläche irgendwie verloren und unpassend wirkte.

Jetzt verstaute ich meinen Dolch nicht mehr in dem Koffer. Ich hatte das deutliche Gefühl, daß ich diese Waffe in der nächsten Zeit noch öfters brauchen würde.

***

Sie fesselten Jane Collins nach allen Regeln der Kunst. Allein konnte sie sich nicht befreien, das hatte sie schon nach fünf Minuten festgestellt. Nachdem sie alle Tricks durchprobiert hatte, gab sie auf. Sie verschwendete nur ihre Kräfte.

Der erste Wächter war ein untersetzter, finster wirkender Mann, der sie mit einem feindseligen Blick maß.

»Wenn es nach mir ginge, wärst du nicht mehr am Leben«, sagte er grollend. »Ich hätte dir eben noch eine Kugel in den Schädel gejagt.«

»Was haben Sie gegen mich?« fragte Jane mit einem strahlenden Lächeln, das ihr allerdings ziemlich schwer fiel. Wer garantierte ihr, daß dieser Mann nicht auf eigene Faust handelte?

»Ich habe nichts gegen dich«, antwortete der Mann wütend. »Aber wenn wir dich umbringen, erweisen wir uns als würdig. Und dann leben wir in Überfluß! Jeder Wunsch wird uns erfüllt! Wir werden Geld haben, soviel wir wollen.«

»Märchen!« rief Jane lachend. Sie wollte den Mann provozieren, damit er ihr mehr verriet, und sie hatte Glück. Er fiel auf ihren Trick

herein.

»Was heißt hier Märchen?« herrschte er sie an. »Angel hat die alten Aufzeichnungen genau studiert. In dieser Gegend liegt das Höllentor, was immer das auch sein mag. Den Wächter haben wir ja alle schon gesehen, aber bisher hat er uns das Tor nicht gezeigt. Erst danach werden wir reich belohnt.«

»Wofür?« fragte Jane, um ihn zu reizen. »Belohnt wird man doch nur für etwas, das man geleistet hat. Ist es vielleicht eine Leistung, im Geländewagen durch Island zu fahren?«

»Spotte ruhig!« zischte der Mann. »Ich weiß, daß wir unser Ziel erreichen werden, aber erst, wenn wir dich umgebracht haben. Du mußt sterben, Puppe!«

Er näherte sich ihr und preßte ihr den Gewehrlauf gegen das Kinn.

Sie zeigte keine Angst, aber sie schloß mit dem Leben ab. Dieser Kerl war brutal und unberechenbar.

»Soll ich abdrücken?« fragte er lauernd. Er fühlte sich überlegen. »Soll ich?«

Im nächsten Moment erhielt er einen Stoß, der ihn taumeln ließ. Er prallte gegen die Zeltwand. Das Gewehr entfiel ihm.

Bill Athering hatte eingegriffen. »Bist du verrückt?« fuhr er seinen Gefährten an. »Hast du nicht gehört, was Angel vorhin befohlen hat? Keiner von uns darf Miß Collins etwas tun!«

»Weil du ihm die Ohren vollgeschwatzt hast!« schrie der Untersetzte wütend. »Du bist zu weich, Bill! Ich war von Anfang an dagegen, ein verwöhntes Millionärssöhnchen mitzunehmen, aber auf mich hört ja keiner!«

»Du bist brutal und grausam!« warf ihm Bill Athering vor. »Du denkst nur an dich und…«

Er kam nicht weiter. Der andere knallte ihm die Faust gegen das Kinn.

Bill wich zwar blitzschnell aus, konnte den Treffer jedoch nicht mehr ganz vermeiden. Er wurde von den Beinen gerissen und stürzte auf den Klapptisch, der unter seinem Gewicht zusammenbrach.

Der andere war vor Wut wie von Sinnen. Jane hatte ihn richtig eingeschätzt. Er war gewalttätig und unberechenbar. Er stürzte sich auf Bill.

Der zog die Beine blitzschnell an und stieß sie dem anderen gegen die Brust, daß er zurückgeschleudert wurde. Doch ehe sich Bill wieder aufrichtete, warf sich der Bullige auf ihn, umschlang ihn mit beiden Armen und zerrte ihn auf den Boden.

Die Kämpfenden wälzten sich hin und her. Sie stießen gegen die Zeltstangen, daß diese beinahe knickten. Keiner hatte gegenüber dem anderen einen Vorteil. Der Angreifer war zwar wesentlich stärker als Bill, der junge Mann war dagegen gewandter.

Jane verfolgte angespannt den Kampf. Sie ahnte, daß sie von dem Bulligen nur Schlechtes zu erwarten hatte. Bill Athering aber half ihr vielleicht.

Die Schläge fielen hageldicht. Bill mußte ein paar harte Treffer einstecken. Es sah gar nicht gut für ihn aus.

Da rammte er sein Knie hoch und traf seinen Gegner am Kinn. Schwer angeschlagen torkelte der Bullige zurück, fing sich an einer Zeltstange und schnellte sich erneut auf Bill.

Jane war zwar gefesselt, aber sie konnte die zusammengebundenen Beine ausstrecken. Der Bullige stolperte und schlug der Länge nach hin.

Bill versäumte seine Chance. Er war zu langsam, und als er endlich angriff, war sein Gegner bereits wieder auf den Beinen. Diesmal jedoch kümmerte er sich nicht um den Millionärssohn, sondern riß ein Messer aus seinem Gürtel und starrte Jane mit abgrundtiefem Haß an.

»Steck das Messer weg!« keuchte Bill Athering und wollte dem anderen die Waffe aus der Hand schlagen. Er war jedoch schon zu erschöpft. Der Bullige fegte ihn mit einem einzigen Schlag zur Seite und beugte sich zu Jane hinunter. Die lange, breite Messerklinge funkelte im Licht der Campinglampe.

»So, du wagst es also, mich anzugreifen!« zischte er und holte zum tödlichen Stich aus. »Das machst du kein zweites Mal!«

»George!« Die Stimme des Anführers peitschte durch das Zelt. »Zurück!«

Das wütende Funkeln in den Augen des Mannes erlosch, als habe jemand eine Lampe ausgeschaltet. Sein Gesicht entspannte sich. Er steckte das Messer weg, als ob nichts gewesen wäre. Dann verließ er das Zelt, ohne mit Bill oder Angel Pollock auch nur ein Wort zu sprechen.

Dieser Mann war womöglich noch gefährlicher als der Anführer, dachte Jane.

»Sie sollten Ihre Leute besser unter Kontrolle halten«, sagte sie mit erzwungen ruhiger Stimme. »Wozu besitzen Sie magische Fähigkeiten? Oder haben Sie sie verloren? Charly Catfield haben Sie jedenfalls mit Hilfe dieser Fähigkeiten getötet.«

»Allerdings, das habe ich!« schrie Angel Pollock sie an. »Ich habe die giftigen Dämpfe einer Schwefelquelle in seinen Bungalow versetzt. Und Ihre Begleiter hätten sich beinahe in dem von mir geschaffenen kochenden Sumpf gefangen! Aber das hätten Sie gern, daß ich meine eigenen Leute umbringe, wie? Einer von uns weniger, ist ein Gegner für Ihre Freunde weniger! So rechnen Sie doch! Aber ich schwöre Ihnen, daß Sie sich verrechnet haben!«

»Bei wem schwören Sie?« fragte Jane gefaßt. »Beim Satan?«

Pollock stutzte, dann machte er eine wegwerfende Handbewegung.

»Sie interessieren mich nicht mehr, Miß Collins. Entweder kommt der Wächter des Höllentors zu uns, dann jagen wir Sie in die Wildnis hinaus. Oder er kommt nicht zu uns, dann bringen wir Sie um. So oder so, Sie sind jetzt schon so gut wie tot.«

Daß es noch eine dritte Möglichkeit für Jane Collins gab, eines gewaltsamen Todes zu sterben, ahnte niemand von ihnen, auch sie selbst nicht. Sie wußte nicht, daß die auf sie abgefeuerten Kugeln wie ein Damoklesschwert über ihr hingen und sie nach dem Willen Myxins jederzeit treffen konnten.

»Sie können mir keine Angst machen«, behauptete sie tapfer. »Sie und Ihre Männer…!«

»Halten Sie den Mund!« fuhr er Jane an. »Bill, du bleibst hier! Laß George nicht mehr ins Zelt. Ich spreche noch einmal mit ihm. Wenn wir diese Schnüfflerin schon töten, muß es für uns eine möglichst große Wirkung haben.«

»In Ordnung, Angel«, erwiderte Bill und ließ sich auf einen Stuhl sinken, der bei der Schlägerei heil geblieben war. »Ich passe gut auf sie auf!«

***

»Bleib stehen, John, es hat keinen Sinn mehr.«

Suko sagte das um drei Uhr nachmittags. Daß es so spät war, erkannten wir allerdings nur an unseren Uhren. Es wurde weder heller noch dunkler. Auch nach der Intensität der Nordlichter konnten wir uns nicht richten. Manchmal strahlten sie so hell, daß wir meilenweit sehen konnten. Dann wieder erloschen sie ganz, so daß wir auf den begrenzten Rahmen unserer Scheinwerferkegel angewiesen waren.

»Warum soll es keinen Sinn mehr haben?« fragte ich verbissen und fuhr weiter.

»Weil wir uns verirrt haben, auch wenn du es dir nicht eingestehen willst«, antwortete er. »Wir fahren seit Stunden kreuz und quer durch diese Eis- und Schneewüste. Hast du gezählt, wie oft wir unsere eigenen Spuren gekreuzt haben?«

»Nein«, murmelte ich. »Bei vier habe ich zu zählen aufgehört.«

»Siehst du, es ist zwecklos!« trumpfte Suko auf. »Wir haben uns verirrt.«

»Aber Myxin hat uns diesen Weg gewiesen«, sagte ich beharrlich. »Und er hat uns nicht in die Irre geschickt. Er hat ein Interesse daran, daß wir das Höllentor verschließen.«

»Das ändert nichts an unserer Lage.« Suko seufzte tief. »Wir sind vielleicht fünfmal an dem Tor vorbeigefahren und haben es nur nicht erkannt.«

Ich kuppelte aus, bremste und schaltete den Motor und die Scheinwerfer ab. Die Stille überwältigte uns.

Draußen war es nicht ganz dunkel, weil wieder rötliche Nordlichter über den Himmel geisterten. Es schneite leicht. Der Wind wirbelte die Flocken in einem bizarren Tanz auf.

»Wir müssen Jane finden«, sagte ich leise. »Wenn Myxin die Geduld verliert, stirbt sie.«

»Das weiß ich auch«, sagte Suko heiser. Er hatte den Würgegriff des Wächters noch nicht ganz überstanden. »Aber bevor wir weitersuchen, müssen wir uns eine Methode einfallen lassen.«

»Und welche?« Ich fühlte mich ratlos wie schon lange nicht. »Myxin will uns offensichtlich nicht mehr helfen. Er glaubt, daß er genug für uns getan hat. Wenn wir aber schon so lange kreuz und quer durch die Gegend… Moment!«

Ich stockte. In meinem Kopf formte sich eine Idee.

»Ja, das könnten wir versuchen!« rief ich und griff nach dem Kreuz, das ich immer um den Hals trug. Es schimmerte im Widerschein der Nordlichter. »Vielleicht weist es uns den Weg.«

»Und wie?« Suko betrachtete ratlos den geweihten Gegenstand.

»Es spricht auf böse Mächte an«, erklärte ich. »Warte!«

Ich sprang aus dem Wagen und lief nach vorne. Sorgfältig band ich das Kreuz an der Kühlerfigur fest und überzeugte mich davon, daß ich es nicht verlieren konnte.

»Wenn das nur klappt«, meinte Suko skeptisch, als ich wieder einstieg.

»Schlimmer kann die Verwirrung nicht werden.«

»Doch!« Er deutete auf das Armaturenbrett. »Wir haben fast unser ganzes Benzin aufgebraucht. Der Treibstoff in unseren Reservekanistern reicht nur für etwas mehr als die Rückfahrt.«

Ich biß die Zähne zusammen. »Wie lange, schätzt du, können wir noch fahren, damit wir auch zurückkommen?«

»Eine Stunde, würde ich sagen.« Er schüttelten den Kopf. »Das schaffen wir nicht, John!«

»Ich mache weiter«, sagte ich entschlossen und gab langsam Gas.

Genau wußte ich selbst nicht, wie ich mir die Suche mit Hilfe des Kreuzes vorstellte. Ich hoffte nur, daß es mir im entscheidenden Moment einen Hinweis geben würde.

Ich zog den Geländewagen in einem weiten Kreis herum. Dabei ließ ich das Kreuz keine Sekunde aus den Augen.

»Das hilft auch nichts«, sagte Suko enttäuscht.

Er hatte recht. Das Kreuz sprach nicht an. Nach wie vor wußte ich nicht, in welcher Richtung wir Jane suchen sollten.

»Wir müssen die Stelle wiederfinden, an der dich der Wächter des Höllentors angegriffen hat«, sagte ich energisch. »Er ist in einem Sumpf verschwunden, den er offenbar selbst hat entstehen lassen. Vielleicht wirken dort noch die dämonischen Kräfte nach.«

Wir besprachen uns kurz und einigten uns auf eine Richtung. Schon nach einer Viertelstunde beugte sich Suko aufgeregt vor. »Da sind unsere Spuren!« rief er. »Und dort hat mich der Wächter zu dem Sumpf gezerrt.«

»Dann müßte es eigentlich klappen.« Ich starrte nur mehr auf das Kreuz und achtete nicht auf die Umgebung.

Hier wiederholte ich das gleiche wie vorhin. Ich zog den Wagen in eine weite Kurve.

Plötzlich stieß ich einen Seufzer der Erleichterung aus. Mein Kreuz strahlte hell auf. Und als der Wagen sich noch ein Stück weiter drehte, erlosch der Glanz wieder.

»Es gibt dir tatsächlich die Richtung an«, flüsterte Suko beeindruckt.

»Wie lange noch?« fragte ich nüchtern.

Er kontrollierte die Benzinvorräte. »Eine halbe Stunde, wenn es gut geht. Du mußt dich beeilen, John!«

Ich steuerte nur noch nach meinem Kreuz. Wurde das Leuchten schwächer, korrigierte ich sofort die Richtung.

»Du mußt darauf achten, ob es Hindernisse gibt«, wies ich Suko an. »Ich kann die Piste nicht beobachten.«

»Alles in Ordnung, John«, meldete er. »Der Weg ist frei!«

Ich gab so vorsichtig Gas, als habe ich ein rohes Ei unter dem Pedal liegen. Möglicherweise zählte auf der Rückfahrt jeder Tropfen Benzin.

»Vorsicht, du mußt dich links halten!« rief Suko nach einer Weile. »Links!«

Ich zog den Wagen nach links, aber sofort wurde das Leuchten des Kreuzes schwächer.

»Ich muß auf den alten Kurs zurück«, sagte ich angespannt und sah selbst, weshalb Suko mich gewarnt hatte. Mächtige Eisblöcke türmten sich übereinander. Mit dem Wagen gab es da kein Durchkommen. Ich mußte die Stelle umfahren.

Es half nichts. Wir machten einen weiten Umweg. Und die Minuten tickten dahin. Ich beobachtete zwischendurch gebannt den Zeiger der Benzinuhr. Er stand bereits unter Null. Und da blieb der Wagen auch schon stotternd stehen.

»Nachfüllen«, sagte ich heiser.

Suko und ich wechselten einen Blick. Wir wußten beide, daß wir unsere letzten Vorräte anbrachen. Alles, was wir von jetzt an verbrauchten, ging von dem Benzin für die Rückfahrt ab.

***

Jane Collins wartete, bis sie wieder allein waren, ehe sie sich an Bill Athering wandte.

»Einer meiner besten Freunde heißt auch Bill«, sagte sie leise. »Einer der wenigen Menschen, auf die ich mich in jeder Lage verlassen

kann.«
Bill Athering tat, als würde er nichts hören. Jane beobachtete ihn verstohlen. Sie war überzeugt, daß er sich kein Wort entgehen ließ.
»Dieser Bill, von dem ich spreche, lebt glücklich mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn John zusammen«, fuhr sie beiläufig fort. »Ach, übrigens: Dieser kleine John ist nach John Sinclair benannt. Sie wissen schon, Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard. Er ist zusammen mit Suko unterwegs hierher. Sie haben Suko in Reykjavik gesehen? Der Mann, der beinahe in dem magischen Sumpf in der Bungalowsiedlung umgekommen wäre.«
Jetzt wandte sich Bill Athering langsam zu ihr um und maß sie mit einem verwirrten Blick.
»Warum erzählen Sie mir das alles?« fragte er rauh.
Sie zuckte die Schultern. »Ich weiß es selbst nicht«, schwindelte sie. »Vielleicht, weil ich einfach sprechen möchte, bevor ich sterben muß. Mein Tod ist eine beschlossene Sache, und niemand kann mir helfen. Schade, ich hätte Bill und seine Frau Sheila und den kleinen John gern noch einmal gesehen. Aber…«
Sie ließ ihr Worte eine Weile wirken, dann fuhr sie fort. »John Sinclair wird übrigens von seinen Freunden ›der Geisterjäger‹ genannt, wußten Sie das?« Sie merkte, daß er leicht zusammenzuckte. »Er ist darauf spezialisiert, Geister und Dämonen zu entlarven und zu vernichten. Der Geisterjäger hat eine ziemlich hohe Aufklärungsquote. Wissen Sie, wie hoch sie liegt?«
In Bill Atherings Augen glomm Interesse. Trotzdem schüttelte er den Kopf.
»Hundert Prozent.« Jane schnalzte anerkennend mit der Zunge. »Das heißt, daß er alle Wahrscheinlichkeit nach auch diesen Fall aufklären wird – falls Sie ihn nicht vorher ermorden.«
Das wirkte. Sie hatte die richtige Taktik gefunden. Und sie ließ nicht locker.
»Warum haben Sie sich Angel Pollock angeschlossen?« Sie beugte sich so weit vor, wie es ihre Fesseln erlaubten. »Hat er Sie gezwungen, mit ihm nach Island zu gehen? Oder hat er Sie mit einem Bann belegt, daß Sie nicht mehr anders können?«
»Ich wollte frei sein«, sagte er trotzig. »Das Höllentor wird uns alle Reichtümer schenken, die wir verlangen! Dann bin ich endlich von meinem Vater unabhängig. Waren Sie schon einmal auf meinen Vater angewiesen? Natürlich nicht! Daher können Sie auch nicht wissen, was das bedeutet! Er ist schrecklich! Um alles bitten zu müssen! Ich muß für ihn arbeiten. Er erlaubt nicht, daß ich etwas anderes mache, sonst will er mich enterben. Und auf dieses Vermögen kann und will ich nicht verzichten. Das gebe ich offen zu. Dazu bin ich zu schwach. Nennen Sie es charakterlos, es ist mir gleichgültig. Das Höllentor wird

mich jedenfalls unabhängig machen!«

»Das glauben Sie!« Jane senkte ihre Stimme, bis sie nur mehr flüsterte. »Wenn Sie sich dem Höllentor verschreiben, müssen Sie in Zukunft die Befehle eines Dämons befolgen. Und ich glaube, daß er ein noch unangenehmerer Herr als Ihr Vater sein wird. Sie werden in seinem Auftrag morden müssen. Können Sie das?«

Sie merkte, daß er heftig erschrak, und schwieg. Er sollte es sich in Ruhe überlegen. Vermutlich hatte er sich hauptsächlich aus Abenteuerlust und Gedankenlosigkeit auf dieses Unternehmen eingelassen.

»Was soll ich denn machen?« fragte er nach einer Weile ratlos. »Ich gehöre jetzt zu Pollocks Gruppe. Ich kann nicht mehr zurück.«

»Warum nicht?« Jane lauschte in die Stille, die nur von dem feinen Zischen aus dem Gasbehälter der Campinglampe durchbrochen wurde. Die Teilnehmer der makabren Expedition verhielten sich still. »Bill, befreien Sie mich! Dann nehmen wir uns einen der Geländewagen und fahren meinen Freunden entgegen!«

Er schüttelte erschrocken den Kopf. »Auf keinen Fall!« rief er. »Das geht nicht!«

»Ssst! Nicht so laut!« Atemlos wartete sie ab, ob jemand aufmerksam geworden war. Erst als niemand ins Zelt kam, atmete sie erleichtert auf. »Natürlich geht das! Bei uns sind Sie in Sicherheit! Wir sorgen dafür, daß Ihnen weder Pollock noch der Wächter etwas tun können! Das ist ein gutes Angebot! Greifen Sie zu!«

Sie redete noch eine Viertelstunde auf ihn ein, dann hatte sie ihn so weit.

Er griff nach seinem Messer, um ihre Stricke durchzuschneiden.

In diesem Moment flog der Eingang des Zeltes zurück. Angel Pollock steckte den Kopf herein.

»Los, Bill, komm raus!« rief er. »Du wirst abgelöst!«

***

Und wieder sagte Suko: »Es hat keinen Sinn!«

Diesmal widersprach ich ihm nicht. Es war offensichtlich, daß wir so nicht vorankamen. Es war bereits fünf Uhr nachmittags geworden. Seit zwanzig Minuten umfuhren wir das Massiv aus übereinandergetürmten Eisblöcken.

Ich blieb stehen und schaltete den Motor aus. Angestrengt beobachtete ich das Kreuz. Es hatte zuletzt nicht mehr reagiert.

»Wir sind nicht in die richtige Richtung gefahren«, murmelte ich. »Obwohl wir ständig den Kurs gewechselt haben, hat das Kreuz kein einziges Mal aufgeleuchtet.«

»Wir haben die Spur verloren«, meinte Suko entmutigt.

»Oh nein, das ist unmöglich!« behauptete ich. »Überleg, doch einmal!

Bevor wir auf diese Eisblöcke gestoßen sind, hat das Kreuz stets geleuchtet, wenn wir uns in Richtung Höllentor bewegt haben. Dann kamen die Eisblöcke. Seither spricht das Kreuz nicht mehr an.«

Suko sah mich forschend an. Sein Gesicht war nur undeutlich zu erkennen, weil die Polarlichter schwächer wurden. Dafür erhob sich ein Sturm, der an unserem Geländewagen rüttelte. Er blies durch die feinsten Ritzen und trieb kleine Wolken von Eiskristallen in das Wageninnere. Wir hüllten uns fester in unsere Pelze. Ich fror trotzdem.

»Diese Eisblöcke kommen mir nicht geheuer vor«, sagte ich und startete.

»John, unsere Benzinvorräte…!« rief Suko.

Ich winkte ab, legte den Gang ein und zog das Steuer herum. Wir fuhren direkt auf das Eismassiv zu.

In diesem Moment erwärmte sich das Kreuz und leuchtete auf.

»Es funktioniert!« schrie Suko begeistert. »Es funktioniert tatsächlich, John!«

Ich blickte an meinem silbernen Kreuz vorbei in die dahinterliegende Dunkelheit.

Ich hielt den Atem an, als wir auf den ersten Eisblock zurollten. Eigentlich mußte der Wagen in wenigen Sekunden an der Barriere hängenbleiben.

Da erschien seitlich der Windschutzscheibe für Sekunden das grünlich schimmernde Gesicht Myxins, des Magiers.

»Beeilt euch!« rief er verärgert. »Meine Geduld ist bald zu Ende! Was mit Jane Collins passiert, wißt ihr!«

Gleich darauf war er wieder verschwunden.

»Wenn ich den zwischen die Finger bekomme!« knirschte Suko.

»Wünsch dir das lieber nicht«, antwortete ich mit einem flüchtigen Grinsen. »Karate hilft meistens nichts gegen einen Magier.«

Suko antwortete nicht. Genau wie ich starrte er gebannt durch die Windschutzscheibe.

Vor uns wuchs die Eiswand ins Gigantische. Ich kuppelte aus und ließ den Wagen im Schrittempo weiterrollen.

Dennoch gab es einen fürchterlichen Schlag, der uns durcheinanderrüttelte. Es fühlte sich an, als wäre unser Geländewagen in einen Abgrund gestürzt und würde von einem Vorsprung zum anderen fallen.

Ich klammerte mich verzweifelt an dem Lenkrad fest.

Plötzlich war das Rütteln und Stoßen so schnell vorbei, wie es gekommen war. Keuchend lehnte ich mich zurück.

Der Geländewagen rollte ruhig über völlig ebenes Gelände. Das Eismassiv existierte nicht mehr, und mein silbernes Kreuz vorne auf der Motorhaube leuchtete nur mehr schwach, um uns die Richtung zu zeigen.

»Der Wächter des Höllentors hat dieses Eisgebirge errichtete, um uns abzuschrecken«, sagte ich, als wir uns nach einer Weile erholt hatten. »Das Kreuz hat ihn besiegt.«

»Aber nicht für immer«, wandte Suko ein. »Wir müssen vorsichtig sein.«

»Wem sagst du das«, murmelte ich. »Am meisten Sorgen macht mir aber Myxin. Wenn er die Geduld verliert… nicht auszudenken.«

Suko klopfte mit seinen gewaltigen Fäusten auf das Armaturenbrett. »Ich sage ja, wenn ich den zwischen die Finger kriege, diesen grünen…«

Er konnte nicht weitersprechen, weil ein fürchterlicher Windstoß den Wagen erfaßte und beinahe umkippte. Und dann brach die Hölle über uns herein.

***

Bill Athering starrte den Anführer der Gruppe erschrocken an.

»Ja… ja… ich komme sofort!« stotterte er.

Jane verkrampfte sich. Zum Glück merkte der Anführer nichts von der Nervosität seines Begleiters. Er ging wieder.

»Schnell, noch ist es Zeit!« zischte Jane. »Schneiden Sie meine Fesseln durch!«

Bill Athering zögerte. »Aber der andere Wächter…«

Laute Rufe vor dem Zelt unterbrachen ihn. Für einige Sekunden herrschte ein unbeschreiblicher Tumult. Dann konnte Jane einzelne Worte verstehen.

»Der Wächter!«

»Der Wächter des Höllentors! Er kommt zu uns!«

Sie machte Bill mit dem Kopf heftige Zeichen. »Das ist unsere Chance! Die anderen sind abgelenkt!«

Endlich überwand er sich, zog sein Messer hervor und durchtrennte ihre Stricke.

Das war nicht so einfach. Angel Pollock hatte eine besonders haltbare Nylonschnur verwendet. Wertvolle Sekunden gingen verloren.

Inzwischen wurde es vor dem Zelt still. Nur aus der Ferne hörte man einen hohlen, heulenden Ton wie von einem heraufziehenden Sturm. Die Erde erbebte unter schweren Schritten.

Jane bewegte Arme und Beine, sobald sie frei war. Sie wollte die gestockte Blutzirkulation wieder in Gang bringen. Viel Zeit blieb ihr nicht.

»Waffen«, flüsterte sie Bill zu. »Wo sind Waffen?«

Ihre eigene Pistole war in Reykjavik im Hotel zurückgeblieben.

Er schüttelte den Kopf. »Angel hat sie unter Verschluß genommen«, gab er leise zurück. »Und was tun wir jetzt? Wir können nicht nach draußen.«

Sie nahm ihm das Messer aus der Hand. Er hatte immer noch sein Gewehr.

Jane wollte das Zelt an der Rückwand lockern, daß sie darunter ins Freie schlüpfen konnten. Es ging nicht. Angel Pollock hatte es nach dem Angriff des Eisbären in der letzten Nacht besonders fest verankern lassen.

Kurzentschlossen stach sie das Messer durch die Zeltleinwand. Es gab ein ratschendes Geräusch, das ihr laut wie ein Schuß vorkam. Auch als sie anschließend den Schnitt vergrößerte, gab es ein lautes Geräusch.

Sie hatte keine Wahl. Einen anderen Ausgang gab es nicht.

»Wir sind gekommen, um durch das Höllentor zu gehen!« rief genau in diesem Moment Angel Pollock. Der Stimme nach hatte er sich ein Stück von dem Zelt entfernt. Jane stellte sich vor, daß er dem Wächter entgegenging. »Wir wollen uns würdig zeigen und…«

Eine tiefe, dröhnende Stimme unterbrach ihn.

»Ich weiß alles über euch!« antwortete der Wächter. »Auch, daß ihr letzte Nacht versucht habt, mich zu töten.«

Pollock stieß einen erschrockenen Ruf aus. »Wir wußten nicht, daß du die Gestalt eines Eisbären angenommen hast!« versicherte er hastig. »Wir wußten nicht, daß du diese Frau töten wolltest. Wir hatten sie mitgebracht, um sie dir zu opfern.«

Ein wütender Aufschrei, der Donnergrollen ähnelte, ließ die Erde erbeben.

»Unser ärgster Feind hat es verhindert!« schrie der Wächter des Höllentors. »Er hat Jane Collins vor dem Tor gerettet! Dennoch wird sie sterben, und zwar auf der Stelle. Ich verlange als Beweis eurer Ergebenheit, daß ihr diese Frau vor meinen Augen tötet. Bringt sie her!«

Jetzt hielt sich Jane nicht mehr zurück. Sie zerschnitt mit aller Kraft die Zeltwand und drängte sich durch den entstandenen Riß ins Freie. Bill Athering folgte ihr und blieb vor Aufregung zitternd stehen.

Sie packte ihn an der Hand und zerrte ihn mit sich. Gleich darauf ertönte hinter ihnen ein wütender Schrei, diesmal ausgestoßen von Angel Pollock. Er hatte ihre Flucht entdeckt!

»Los, sucht sie!« befahl er mit sich überschlagender Stimme.

Jane und Bill Athering hetzten über den hart gefrorenen Schnee. Ihre Chancen standen gut. Die Nordlichter waren völlig verschwunden. Es war hier draußen so dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen sah. Trotzdem fand sie ihren Weg, weil der Schnee leicht schimmerte.

Sie stolperte kein einziges Mal, und auch Athering hielt sich gut.

Schon glaubte Jane, daß sie in Sicherheit waren. Immerhin hatten sie sich schon so weit von dem Lager entfernt, daß sie kaum noch eingeholt werden konnten.

Da fühlte sie, wie Eiseskälte von ihren Beinen durch ihren Körper

aufwärts kroch und sie lähmte. Mitten in der Bewegung erstarrte sie.

Verzweifelt warf sie einen Blick zu Bill Athering hinüber. Auch der Millionärssohn stand da wie eine Statue.

Angel Pollock setzte seine magischen Kräfte ein. Sie waren zwar nur bescheiden im Vergleich zu Myxin, aber sie reichten aus, um Janes Flucht zu vereiteln.

Hilflos mußte sie erleben, wie die Männer ausschwärmten, um sie zu suchen. Unaufhaltsam kamen sie näher.

Es war nur mehr eine Frage von Minuten, bis sie die beiden Flüchtigen entdecken und zurückholen würden.

Und was dann mit ihr passieren sollte, das hatte sie vorhin aus dem Mund des Wächters gehört.

***

»Vollgas, wir haben sie!« rief Suko überschwenglich. »Dort vorne ist das Lager!«

Auch ich entdeckte jetzt die Lichter. Es waren Campinglampen, die vor den Zelten hingen.

Aber da war der fürchterliche Sturm, der immer wieder an unserem Wagen rüttelte. Wir kamen kaum voran.

Ich erkannte deutlich, daß der Orkan nur auf einer schmalen Schneise tobte, nämlich genau auf der Piste, auf der wir uns dem Lager näherten.

Dieser Schneesturm war nicht natürlichen Ursprungs. Der Wächter des Höllentors steuerte ihn, um uns von seinen zukünftigen Sklaven fernzuhalten.

Der Motor heulte auf vollen Touren. Ich durfte nicht an den Sprit denken, den wir durch den Vergaser jagten. Schon jetzt stand fest, daß wir Reykjavik nicht mehr aus eigener Kraft erreichen konnten.

Immer näher kamen wir an das Lager heran, aber auch der Sturm wurde immer heftiger. Suko rief etwas. Ich verstand ihn nicht. Hagelkörner prasselten auf den Geländewagen, daß das Blech dröhnte.

Nur rings um das silberne Kreuz, das unvermindert leuchtete, bildete sich eine ruhige Zone. Kein einziges Hagelkorn, keine Schneeflocke traf meinen wertvollen Talisman.

Suko beugte sich zu mir. »Dort ist der Wächter!« schrie er mir ins Ohr und deutete auf die hagere Gestalt, die auf das Lager zuschritt. Auch ich erkannte trotz der schlechten Sicht sofort den unheimlichen Alten wieder, der Suko fast erwürgt hatte.

Die Männer versammelten sich vor dem größten Zelt. Ich konnte nicht genau ausmachen, was sich dort abspielte. Ich sah nur, wie sie plötzlich aufgeregt durcheinander liefen und nach allen Seiten ausschwärmten. »Sie suchen jemanden«, sagte ich und hielt an. »Ob vielleicht Jane…?«

Zuzutrauen wäre es ihr, daß sie den Männern entkommen war. So leicht ließ sie sich nicht unterkriegen, auch nicht, wenn ihre Gegner mit dämonischen Mächten im Bund standen und weit in der Überzahl waren.

»Schnell, Suko, vielleicht haben sie uns noch nicht entdeckt!«

Ich schaltete die Scheinwerfer aus und stemmte mich gegen die Tür. Unter dem Winddruck ließ sie sich kaum öffnen.

Der Sturm drohte mich umzuwerfen. Ich klammerte mich an dem Wagen fest und zog mich nach vorne, bis ich mein Kreuz erreichte. Kaum berührte ich es, als ich tief aufatmete. Der Sturm tobte zwar weiterhin rings um mich herum, erfaßte mich jedoch nicht, als wäre ich in einer durchsichtigen Kabine geschützt.

Ich band das Kreuz los und hielt es fest in der Hand. Als ich mich nach Suko umsah, zog er sich gerade an der Karosserie nach vorne, tief auf die Motorhaube geduckt und am Ende seiner Kräfte. Seine Hände glitten von dem vereisten Blech ab. Er warf die Arme in die Luft und stürzte.

Ehe ihn der mörderische Sturm wegtrieb, war ich bei ihm und packte ihn. Sofort war er den dämonischen Mächten entzogen und konnte wieder aufstehen.

Ich barg das Kreuz unter meinem Mantel. Es wirkte weiter, aber es drang kein Lichtschein mehr in die Dunkelheit hinaus. Unbemerkt gingen wir auf das Lager zu.

Aber nicht weit, denn plötzlich tauchten vor uns zwei Gestalten auf. Schon wollte ich nach meiner Beretta greifen, als ich erkannte, daß sich die beiden nicht bewegten.

Wie festgefroren standen sie da und rührten sich nicht.

»Jane!« rief ich und stürzte auf meine Begleiterin zu. War ich schon zu spät gekommen?

***

Jane reagierte nicht. Sie lebte. Ihre Augen verfolgten jede meiner Bewegungen. Ich sah es, weil gerade rechtzeitig flammende Nordlichter über den Himmel zogen und das Land mit geisterhaftem Schein erleuchteten.

»Jane!« Ich trat auf sie zu und streckte die Hand nach ihr aus.

Meine Finger stießen kurz vor ihrem Körper auf ein unsichtbares Hindernis. Jane war mit einem Bann belegt, der sie an der Flucht hinderte.

Ich warf einen hastigen Blick zu der zweiten Person, einem jungen Mann, der sich genau wie Jane nicht bewegen konnte. Seine Augen waren ängstlich auf mich gerichtet. Suko kümmerte sich um ihn, konnte ihn jedoch auch nicht anfassen. Es war, als steckten die beiden in einem Eisblock.

Das Nordlicht half uns zwar, unsere Umgebung zu erkennen. Es half aber auch unseren Gegnern.

Schreie ertönten. Die Dämonensucher strömten von allen Seiten zusammen und näherten sich uns in einem Halbkreis. Jeder von ihnen war mit einem Gewehr bewaffnet. Gegen diese Übermacht konnten wir nichts ausrichten.

Ich holte wieder das Kreuz unter meinem Mantel hervor und streckte es Jane entgegen. Geblendet schloß sie die Augen.

Dicht vor ihrer Stirn blitzte es auf. Sie wurde in einen silbrig schimmernden Lichtmantel eingehüllt, der gleich darauf in sich zusammenfiel. Auch das Leuchten meines Kreuzes erlosch.

»Gott sei Dank, John!« rief Jane und fiel mir um den Hals. »Ich habe schon geglaubt, daß wir verloren sind!«

»Das werden wir auch gleich sein, wenn wir nicht schleunigst verschwinden«, rief Suko, der über das ganze Gesicht grinste. »Los, wir hauen ab!«

»Nehmen Sie mich mit!« rief der junge Mann, der zu den Dämonensuchern gehören mußte und ebenfalls von dem Bann befreit worden war.

»Kommen Sie!« entschied Jane und lief neben mir zu unserem Wagen.

»John!« Suko drängte sich an meine Seite. »Der Sturm hat sich gelegt! Hast du das gemacht?«

»Nein!« antwortete ich. »Es ist mir bisher auch noch gar nicht aufgefallen!«

Er hatte recht. Der Orkan, den dämonische Kräfte gegen uns entfesselt hatten, war von einer Sekunde auf die andere zur Ruhe gekommen. Das machte mich stutzig. Weshalb verzichteten die Mächte des Bösen, uns zu behindern?

Als wir den Geländewagen erreichten, erkannte ich den Grund.

»Jetzt ist es aus!« rief Jane stöhnend.

Alle vier Räder des Wagens standen in einem spitzen Winkel zur Karosserie, die direkt auf dem Schnee aufsaß. Der Wagen war nur mehr halb so hoch wie vorher, als habe ihn eine Riesenfaust getroffen und seine Achsen zerschmettert.

»Mit dem fahren wir keine einzige Meile mehr«, stellte Suko enttäuscht fest. »Und was jetzt?«

»Vorsicht, sie kommen!« rief der junge Mann, den wir bei Jane gefunden hatten.

Ich wirbelte herum. Die Dämonensucher waren bereits gefährlich nahe. Einer von ihnen blieb stehen und legte sein Gewehr auf uns an. Ein Schuß krachte. Die Windschutzscheibe zersplitterte.

»Deckung!« schrie ich. »Alle hinter den Wagen.«

Im nächsten Moment lagen wir im Schnee und preßten uns an das

Wrack, das uns wenigstens einen dürftigen Schutz bot, wenn auch nicht für lange, Die Männer brauchten den Wagen nur zu umgehen. Dann konnten sie uns von beiden Seiten unter Feuer nehmen.

Jane deutete auf ihren Begleiter. »John, das ist Bill Athering, nach dem Charly gesucht hat. Jetzt haben wir ihn gefunden. Er will mit uns zurück nach London.«

»Darüber freue ich mich später«, gab ich verbissen zurück. »Falls ich mich dann überhaupt noch freuen kann.«

Im Moment sah es nicht so aus. Die nächste Kugel kam bereits von der Seite, und sie schrammte ungemütlich dicht an meinem Kopf über den zerbeulten Kotflügel des Wracks.

***

Wir waren in keiner beneidenswerten Lage. Gegen diesen Angriff halfen meine Spezialwaffen nicht, da die Dämonensucher mit gewöhnlichen Gewehren angriffen.

Suko schnellte sich hoch. Er tauchte durch die zerbrochene Seitenscheibe in das Wageninnere und zerrte einen Gegenstand heraus, den ich nicht sofort erkannte. Erst als er ihn Jane in die Hand drückte, sah ich, daß es ihre Handtasche war.

Jane holte blitzschnell ihre Pistole hervor, entsicherte und jagte einen Schuß auf einen der Angreifer, der soeben zum zweiten Mal auf uns anlegte.

Er warf sich zur Seite und rannte davon.

»Damit haben sie nicht gerechnet«, rief Suko lachend. »Sie haben geglaubt, daß sie uns schon auf Nummer sicher haben.«

»Trotzdem müssen wir uns schnell etwas einfallen lassen«, antwortete ich. »Gegen elf Personen gleichzeitig kommen wir nicht an.«

»Sehen Sie!« Bill Athering winkte mir heftig zu und deutete zum Lager hinüber.

»Bewache diese Seite«, zischte ich Jane zu und schob mich zu dem jungen Mann hinüber. Als ich mein Gesicht der eingebeulten Vorderseite des Wagens näherte, sah ich, was Bill meinte.

Die Dämonensucher sammelten sich vor ihrem Lager. Sie hatten scheinbar die Jagd auf Jane aufgegeben.

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich zu meinen Gefährten. »Sie geben bestimmt nicht wegen der einen Kugel auf. Da muß mehr dahinterstecken.«

»Ist der Wächter des Höllentors noch bei ihnen?« fragte Jane mit belegter Stimme.

»Allerdings.« Ich mußte schlucken, als ich an Myxin dachte. Jane ahnte noch nicht, daß ein Todesurteil über ihr schwebte. Sie dachte, auf wunderbare Weise den Mordanschlag dieser Männer überstanden zu haben. »Was wollte der Wächter von diesen Leuten?«

»Sie sollten mich töten, damit sie sich den Zugang zum Höllentor verdienen.« Jane schob sich zu mir. Ihre Augen funkelten. »Athering und ich, wir haben ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht.«

»Der uns vorläufig wenig nützt«, antwortete ich.

»Wären wir nicht geflohen, wäre ich jetzt schon tot!« begehrte sie auf.

»So habe ich das nicht gemeint«, gab ich mit einem verzerrten Lächeln zurück. »Wenn wir nicht bald ein Mittel finden, um aus dieser Falle zu entkommen, sind wir verloren.«

Ich brachte es noch immer nicht über mich, von Myxins Drohung gegen sie zu sprechen.

»John!« schrie Suko auf. »Der Wächter kommt zu uns!«

Ich richtete mich halb auf und starrte der hageren, in Lumpen gehüllten Gestalt entgegen.

Die seelenlosen Augen des Dämons mit dem menschlichen Äußeren waren starr auf uns gerichtet.

»Er selbst hat es übernommen, uns zu töten«, flüsterte Bill Ahtering erschüttert. »Es ist aus mit uns!«

»John, warum rufst du nicht Myxin?« Jane rüttelte mich am Arm. »Du siehst doch, daß wir am Ende sind! Oder ist es falscher Stolz, daß du dich nicht an den Magier wendest? Ich weiß, daß er mitmischt! Er hat sich mir kurz gezeigt, als diese Kerle mich erschießen wollten! Los, tu etwas!«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, Jane, daß Myxin uns diesmal helfen wird«, erklärte ich rauh. »Er hat uns deutlich gesagt, daß wir die Arbeit für ihn erledigen müssen.«

»Aber wenn uns der Wächter vernichtet, können wir gar nichts tun!« rief sie temperamentvoll. »Ich verstehe das nicht.«

»Ich erkläre dir das später«, antwortete ich hastig. »Los, verteilt euch! Ich werde versuchen, ihn aufzuhalten!«

Nur zögernd befolgten sie meine Anordnungen. Bill Athering schlotterte vor Angst, weil er als Abtrünniger von dem Wächter den Tod zu erwarten hatte. Jane und Suko hingegen wollten bei mir bleiben.

***

In aller Eile öffnete ich meinen Koffer. Den silbernen Dolch mit dem kreuzförmigen Griff hatte ich bereits in meinem Gürtel stecken. Die Beretta mit den silbernen Kugeln trug ich immer in der Schulterhalfter bei mir.

Nun holte ich aus den mit rotem Samt ausgelegten Fächern noch meine Bolzen verschießende Pistole, die ich gewöhnlich gegen Vampire einsetzte. Der Wächter des Höllentors war zwar kein Vampir, aber ich wollte auf alles vorbereitet sein.

Ferner steckte ich die magische Kreide ein mit deren Hilfe ich starke Symbole der Weißen Magie an verschiedenen Gegenständen anbringen konnte. Zuletzt griff ich nach der Gnostischen Gemme. Diese Gemme war ein ovaler, grünbeige schimmernder Stein, auf dessen Oberfläche eine Schlange zu sehen war, die sich selbst in den Schwanz beißt. Man sagt, daß von diesem Stein eine starke weißmagische Kraft ausgeht, und ich hatte die Wirkung der Gemme schon mehrmals ausprobiert.

So ausgerüstet, erwartete ich den Wächter des Höllentors. Noch immer hielt er auf das Autowrack zu, doch dann entdeckte er Jane.

Sofort änderte er die Richtung und verfolgte die Privatdetektivin. Jane blieb stehen. Ihre Hand mit der Astra-Pistole flog hoch. Der scharfe Knall zerriß die Stille.

Ich sah genau, daß die Kugel traf. Der Wächter des Höllentors zeigte keine Wirkung. Mit weit ausgreifenden Schritten hielt er auf Jane zu.

Sie wollte fliehen, als sie einsah, daß sie nichts gegen ihn ausrichtete. Doch aus dem Schnee wuchs hinter ihr eine haushohe Eiswand.

Jane blieb nicht mehr rechtzeitig stehen. Sie prallte gegen das unerwartete Hindernis und stürzte. Benommen stemmte sie sich auf die Ellbogen hoch, aber sie konnte nicht schnell genug aufstehen.

Der Wächter mußten sie einholen, wenn ich nicht eingriff. Ich lief auf ihn zu und schnitt ihm den Weg ab.

Als ich mich zwischen ihn und Jane stellte, wich er seitlich aus. Er wollte mich umgehen. Wahrscheinlich spürte er die weißmagische Ausstrahlung meiner Waffen.

Ich bewegte mich mit ihm mit, so daß ich immer zwischen ihm und Jane stand. Erst als er auf der einen Seite gegen die Eiswand stieß und nicht weiterkam, gab er auf.

Da entdeckte ich Bill Athering. Der Millionärssohn wollte wohl gutmachen, was er bisher getan hatte. Er versuchte, den Wächter von hinten anzugreifen.

Er hielt sein Gewehr schußbereit und schlich sich auf den Dämon zu. Bestimmt hatte er noch immer nicht die ganze Gefährlichkeit dieses Wesens erkannt.

Ich wollte ihm Zeichen geben, um ihn zu warnen, als ich Suko sah. Mein chinesischer Freund tauchte neben der Eiswand auf, die ihn von uns getrennt hatte, und bewegte beide Arme wie Windmühlenflügel.

Bill Athering wurde auf ihn aufmerksam. Suko machte ihm eindeutige Zeichen, daß er zurückgehen sollte, doch Bill schüttelte entschlossen den Kopf. Er war verblendet und ließ sich nicht warnen!

Noch schien ihn der Dämon nicht bemerkt zu haben. Er stand mir gegenüber, nur ungefähr zehn Schritte von mir entfernt. Sein Blick ging an mir vorbei zu Jane.

Nur noch wenige Schritte, dann mußte Suko den jungen Mann

erreichen. Doch ehe es ihm gelang, riß Bill Athering sein Gewehr hoch und drückte ab.

Die Kugel traf den Wächter, aber auch sie richtete nichts aus. Mit gewöhnlichen Waffen war dieser Dämon nicht zu vernichten.

Ich ahnte schon, was geschehen würde, und zog meine Beretta.

Der Dämon wirbelte herum. Ich zielte auf seinen Rücken und drückte ab. Einmal, zweimal, dreimal.

Ich jagte das halbe Magazin der Beretta durch den Lauf, doch die geweihten Silberkugeln gingen daneben. Der Dämon entmaterialisierte nämlich und erschien ohne zeitliche Verzögerung neben Bill Athering.

Seine knochigen Hände sausten durch die Luft. Ich hörte das Pfeifen wie von einer Peitsche, als er auf den jungen Mann einschlug.

Ich riß die Beretta herum und wollte erneut abdrücken, doch da war der Dämon bereits wieder verschwunden.

Diesmal tauchte er nicht mehr auf.

Bill Athering jedoch lag verkrümmt im Schnee und rührte sich nicht mehr.

***

Ich sah kurz zu Jane hinüber. Vielleicht wollte uns der Dämon überlisten und griff meine Gefährtin an, während wir anderen uns um Athering kümmerten. Doch die Eiswand war verschwunden, Jane konnte sich wieder ungehindert bewegen. Sie lief zu mir.

»Was ist mit Bill passiert?« rief sie atemlos.

»Ich weiß es nicht!« antwortete ich. »Dieser Narr!«

Gemeinsam liefen wir zu dem jungen Mann und beugten uns über ihn. Suko kümmerte sich schon um ihn, aber mein chinesischer Freund machte einen sehr ratlosen Eindruck.

»Lebt er überhaupt noch?« fragte ich.

Suko nickte, »Das schon, aber ich weiß nicht, ob wir ihn bewegen dürfen. Die Hiebe haben ihn am Hals, im Rücken und am Becken getroffen. Wenn wir ihn aufheben, könnte seine Wirbelsäule…«

Jane wischte seinen Einwand mit einer energischen Handbewegung weg. »Wir können ihn nicht liegen lassen, sonst erfriert er. Also, tragen wir ihn zum Wagen hinüber!«

Sie hatte recht. Bei unserem Geländewagen konnten wir Athering noch am besten versorgen. Suko und ich hoben ihn vorsichtig hoch. Athering, war bewußtlos.

Jane lief voraus und holte aus dem Wrack Decken und Verbandkasten. Aus den Decken bereitete sie eine weiche Unterlage, auf die wir Athering gleiten ließen. Suko kehrte noch einmal zurück und holte das Gewehr.

Auch wenn es gegen den Dämon wirkungslos war, half es uns gegen die Männer aus dem Lager.

Jane leuchtete mir mit einer Taschenlampe, während ich Athering untersuchte. Äußerlich hatte er keine Verletzungen, aber ich hatte selbst miterlebt, mit welcher Wucht der Dämon zugeschlagen hatte.

»Im Wagen wäre es wärmer, aber das geht ja wohl nicht mehr«, meinte Jane und versuchte, die Seitentüren zu öffnen. Sie klemmten.

»Wir müssen einen Iglu bauen«, schlug Suko vor.

»Fangt schon an«, erwiderte ich. »Und ich werde mit diesen Leuten sprechen. Vielleicht nehmen sie jetzt Vernunft an.«

»Was hast du vor, John?« fragte Jane erschrocken. »Du willst doch nicht…«

Sie deutete auf das Lager, von dem wir nur die Lampen vor den Zelten erkannten.

»Doch, genau das will ich«, sagte ich. »Halt mir den Daumen.«

»Und wenn inzwischen der Wächter des Höllentors noch einmal angreift?« fragte Suko skeptisch. »Wir sind ihm hilflos ausgeliefert.«

Ich überlegte nicht lange, klappte meinen Koffer auf und lud die Beretta mit geweihten Silberkugeln. Dann drückte ich Suko die Waffe in die Hand.

»Viel Glück«, wünschte mir Jane.

»Das kann ich brauchen«, antwortete ich und streifte meine Begleiter und den Ohnmächtigen mit einem hastigen Blick. »Und ihr auch!«

Damit ging ich los. Ich wußte noch nicht genau, was ich in dem Lager der Dämonensucher tun konnte, aber nur dort würde ich etwas erreichen.

Wir brauchten einen ihrer Wagen, um nach Reykjavik zurückzukehren. Vor allem aber mußte ich diese Männer vom Höllentor vertreiben, sonst ließ Myxin, der Magier, Jane Collins sterben!

***

Auf dem Weg zu den Zelten paßte ich scharf auf, ob ich irgendwo den Wächter entdeckte. Er zeigte sich jedoch nicht mehr.

Je näher ich kam, desto mehr wunderte ich mich darüber, daß sich keiner der Dämonensucher im Freien aufhielt. Sie hatten sich in die Zelte zurückgezogen.

Es war keine angenehme Vorstellung, daß in diesem Moment vielleicht elf Gewehrläufe auf mich gerichtet waren. Sie konnten jederzeit und ohne Vorwarnung abdrücken. Und was sollte sie daran hindern? Daß sie keine Skrupel hatten, einen Menschen zu töten, hatten sie bereits bewiesen. Jane hatte nur durch Myxins Eingreifen überlebt.

Vorläufig…

Trotzdem mußte ich mir das Lager ansehen und auch mit Angel Pollock sprechen. Jane hatte bei Bill Athering Glück gehabt und ihn

davon überzeugt, daß ihm das Höllentor zwar alle Wünsche erfüllen würde, daß er aber bis an sein Lebensende ein Sklave des Schwarzen Todes war. Warum sollte mir das nicht auch bei den anderen Teilnehmern an dieser makabren Expedition gelingen? Oder wenigstens bei einigen von ihnen? Wenn ich die Gruppe in zwei Teile spaltete, war schon etwas gewonnen. Ich konnte Myxin damit hinhalten, daß ich einen Teilerfolg vorwies.

Myxin, der Magier! Er war eine geheimnisvolle Persönlichkeit in dem Kampf zwischen Gut und Böse. Wahrscheinlich würde ich seine Rolle nie ganz verstehen.

Warum ging er zum Beispiel nicht selbst gegen das Höllentor vor? Er verfügte über mehr Mittel als ich, um den Schwarzen Tod zu bekämpfen. Und daran, daß er seinen Erzfeind ausschalten wollte, bestand kein Zweifel. Er wollte selbst die rechte Hand Satans werden. Dazu war ihm jedes Mittel recht, also auch die Zusammenarbeit mit uns.

Warum griff er nicht selbst das Höllentor an?

Während ich mißtrauisch die Zelte und die davor brennenden Lampen betrachtete, kam mir eine Idee. Möglicherweise bereitete Myxin an ganz anderer Stelle einen Schlag gegen seinen Feind vor. Wir sollten das Höllentor angreifen, um den Schwarzen Tod abzulenken. Das wäre wenigstens eine Erklärung gewesen. Vielleicht erfuhr ich nie, was wirklich dahintersteckte. Myxin meldete sich bestimmt nicht mehr bei uns, wenn wir alles zu seiner Zufriedenheit erledigten.

Ich hatte die Zelte fast erreicht. In einigem Abstand umrundete ich sie, die Hand an der Gemme, die Nerven zum Zerreißen angespannt.

Nichts rührte sich im Lager. Auch die vier Geländewagen waren verlassen. Die Lampen brannten nur mehr schwach, als ob das Gas zur Neige ging. Trotzdem kümmerte sich niemand darum.

»Pollock!« rief ich. »Angel Pollock! Kommen Sie heraus! Ich muß mit Ihnen sprechen!«

Keine Antwort.

Da ertönte hinter mir ein feines Knirschen im Schnee. Jemand schlich sich an mich heran.

Ich riß die Gnostische Gemme aus der Tasche und wirbelte herum. Im nächsten Moment ließ ich die Waffe sinken.

Es war Jane.

»Wieso bist du nicht bei Suko?« fragte ich besorgt. »Ist etwas geschehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wollte dir helfen, John«, antwortete sie leise. »Suko hat gesagt, daß er allein zurechtkommt. Athering ist noch bewußtlos. Suko hat keine Mühe mit ihm, und ich habe ihm die Beretta zurückgelassen.«

Ich ging nicht weiter darauf ein, daß sie auf dem Weg hierher in Lebensgefahr geschwebt hatte. Wäre sie unterwegs von dem Wächter des Höllentors angegriffen worden, hätte ihr niemand mehr helfen können.

»Nehmen wir das Lager in die Zange«, sagte ich und deutete auf die andere Seite. »Ich weiß nicht, was hier los ist.«

Wir entfernten uns in entgegengesetzten Richtungen, Als sich noch immer nichts bei den Zelten rührte, setzte ich alles auf eine Karte.

Ich rannte los, erreichte das Hauptzelt und warf mich gegen den Eingang.

Als ich die Zeltleinwand zurückschlug, erwartete ich einen Angriff der Dämonensucher. Nichts geschah. Das Zelt war leer.

Von der anderen Seite tauchte Jane auf. Sie schüttelte den Kopf und lief zu einem der Zelte, sah auch dort nach, schüttelte wieder den Kopf.

Hastig kontrollierten wir sämtliche Zelte, dann wußten wir Bescheid.

»Sie sind weg«, sagte ich düster. »Sie haben das Lager schon verlassen, als wir noch mit dem Wächter kämpften.«

»Vermutlich haben sie das Höllentor bereits hinter sich gebracht«, erwiderte Jane. »Wir sind zu spät gekommen, John!«

Ich schüttelte den Kopf. Noch immer wußte sie nicht, welche Drohung Myxin für den Fall unseres Versagens ausgesprochen hatte.

»Ich gebe nicht auf!« erklärte ich fest. »Sie müssen eine Spur hinterlassen haben.«

»Gut, dann suchen wir danach, John!«

Wieder schüttelte ich den Kopf. »Diesmal muß ich allein gehen. Du bist unbewaffnet, und wenn ich ebenfalls das Höllentor passieren muß, hättest du keine Chance.«

Es fiel ihr schwer, aber sie nickte. Sie hatte eingeshen, daß es auch für mich ein lebensgefährliches Wagnis war, in das Reich der Schatten vorzudringen. Für jemanden, der nicht über meine Ausrüstung verfügte, war es tödlich.

»Ich warte bei Suko auf dich«, versprach sie und lief hastig weg, als habe sie Angst, es sich doch noch anders zu überlegen.

Ich machte mich auf die Suche nach elf Verblendeten, die sich dem Satan verschreiben wollten.

***

Ich fand ihre Spur, als ich das Lager in größerem Abstand umrundete. Sie führte in gerade Linie von den Zelten weg.

Ich hatte eine Taschenlampe bei mir, die ich jedoch im Moment nicht brauchte. Der Himmel schien wieder zu brennen. So heftig wie jetzt hatte ich die Nordlichter noch nie gesehen. Ich hätte auch das Kleingedruckte einer Zeitung lesen können.

Mich interessierte aber nicht das faszinierende Naturschauspiel, sondern die Spur, die mich zum Höllentor führen mußte. Ich lief so schnell, daß ich die Fährte eben noch im Auge behalten konnte. Minute um Minute verstrich. Es ging auf zehn Uhr abends zu, aber das spielte in dieser Gegend keine Rolle. Die Verhältnisse veränderten sich nicht.

Schätzungsweise hatte ich drei Meilen zurückgelegt, als ich die Spur verlor. Sofort blieb ich stehen und kehrte um. Ohne Schwierigkeiten stieß ich auf die Fußstapfen der elf Männer, doch an einer bestimmten Stelle hörten sie auf. Die Fährte führte nicht weiter.

Ich leuchtete die Umgebung ab. Hier gab es keine Möglichkeiten, Fußabdrücke zu verbergen, weder Felsen noch Eisplatten. Sie waren auch ganz bestimmt nicht auf ihrer eigenen Spur zurückgekehrt.

Das erlaubte nur einen Schluß. Exakt an dieser Stelle befand sich das Höllentor unter der dicken Schneeschicht. Der Wächter hatte es für die elf Männer geöffnet. Sie befanden sich bereits im Reich des Schwarzen Todes.

Ich mußte sie zurückholen. Wenn sie erst den Pakt mit dem Ersten Dämon des Schattenreichs geschlossen hatten, war es zu spät. Ich bezweifelte nicht, daß Myxin, der Magier, seine Drohung gegen Jane verwirklichen würde.

Aber wie sollte ich das Höllentor öffnen? Freiwillig würde mich der Wächter nicht einlassen.

Daß er sich nicht zeigte, nahm ich als schlechtes Zeichen. Hätte von mir Gefahr für den Zugang zum Schattenreich gedroht, hätte mich der Dämon sicher angegriffen.

Trotzdem gab ich noch nicht auf, sondern holte mein silbernes Kreuz hervor und strich damit über den Schnee. Ich suchte alles in einem Umkreis von zehn Schritten ab. Das Kreuz sprach jedoch nicht an. Offenbar wirkte im Moment keine dämonische Macht, vor der es mich schützen mußte.

Als letzte Hoffnung blieb mir die Gnostische Gemme. Ich betrachtete den grünbeige schimmernden Stein und die abgebildete Schlange, die sich in den Schwanz biß. Wenn mich die Gemme im Stich ließ, wußte ich nicht mehr, was ich tun sollte.

Wieder strich ich mit der Hand dicht über den Boden dahin. Dabei teilte ich mir die Umgebung rings um das Ende der Spur auf, damit ich keinen Punkt übersah und nicht doppelt arbeitete.

Minuten vergingen. Ich biß die Zähne zusammen und kämpfte die aufkeimende Panik nieder. Wie lange hielt Myxins Geduld noch an?

Da öffnete sich unter mir die Schneedecke. Ich stürzte.

Undurchdringliche Schwärze umgab mich.

Die gnostische Gemme hatte den Zugang zum Höllentor gefunden und geöffnet.

***

Meine Taschenlampe brannte noch, aber ihr Licht wurde sofort geschluckt. Sie nützte mir hier nicht viel.

Ohne Übergang stand ich auf dem Boden. Es war kein richtiger Sturz gewesen. Ich war in eine andere Dimension versetzt worden.

Als ich den Kopf in den Nacken legte, sah ich über mir eine geschlossene Decke. Auch das war ein Beweis für meine Vermutung, daß ich die Höhle nicht auf gewöhnlichem Weg betreten hatte.

Wer weiß, wo sich dieser düstere Ort befand. Er brauchte nicht einmal auf Island zu sein. Vielleicht lag er irgendwo auf dieser Erde, vielleicht aber auch außerhalb unserer Welt. Ich wußte es nicht.

Ich ahnte nur, daß ich mich in einem Vorraum zum Reich der Schatten befand, in das ich mich schon einmal gewagt hatte. Bei diesem Vorstoß hatte ich allerdings nur einen verschwindend kleinen Teil dieses Reiches kennengelernt, das Menschen sonst verschlossen blieb.

Ich sah mich nach den elf Verblendeten um. Sie befanden sich nicht mehr in der Höhle. Im Schein der Gemme entdeckte ich endlich einen Ausgang.

Ich mußte mich bücken, um den Stollen betreten zu können. Er war stellenweise so niedrig, daß ich nur auf allen vieren kriechend vorankam. Woraus die Wände bestanden, konnte ich nicht feststellen, denn wenn ich nach dem glatten, schwarzen Material tastete, wich es vor mir zurück.

Das brachte mich auf einen Gedanken. Ich stand auf. Tatsächlich hob sich auch die Decke dieses unheimlichen Stollens, so daß ich aufrecht weitergehen konnte.

Die Gemme beleuchtete ein langes Stück des Korridors vor und hinter mir. Doch so weit ich auch ging, nichts veränderte sich.

Ich hatte das Gefühl, in einem elastischen Schlauch zu wandern, der mich von der Außenwelt abschloß.

Verblüfft blieb ich stehen. Ja, das war eine Möglichkeit! Warum hatte ich nicht sofort daran gedacht?

Ich schob die Gemme zwischen meine Finger, ballte sie zur Faust und rammte sie gegen die Tunnelwand.

Diese wich nicht schnell genug zurück. Die Gemme berührte das schwarze Material.

Mit einem donnernden Knall platzte die Haut auf. Ich stürzte vorwärts, rollte mich ab und kam sofort wieder auf die Beine.

Für einen Moment gefror mir das Blut in den Adern. Meine Vermutung stimmte. Ich war durch das Höllentor in das Reich der Dämonen eingedrungen. Diese aber hatten sich dadurch gegen mich geschützt, daß sie um mich herum eine Zone errichtet hatten, in der ich gegen ihr Reich abgeschirmt war. Nun hatte ich den Schirm

durchbrochen.

Ich erlebte die gleichen Greuel wie bei meinem vorangegangenen Einsatz im Schattenreich. Ich sah die gleichen verstümmelten Gestalten, die giftigen Sümpfe, die schauerlichen Dämonenwesen, die sich auf Unglückliche stürzten, die in ihre Gewalt geraten waren.

Und ich hörte die Stimme des Schwarzen Todes. Dumpf dröhnend hallte sie zu mir herüber. In dem unsicheren Licht, das die Unterwelt erfüllte, ging ich dem Klang nach. Erkennen konnte ich noch nicht, von wo aus der Schwarze Tod sprach.

»… ewige Treue schwören, bis über euren Tod hinaus!« rief er soeben. »Wenn ihr das tut, werdet ihr reich belohnt! Ihr bekommt alles, was ihr euch auf Erden wünscht!«

Ich war offenbar gerade noch rechtzeitig gekommen. Die elf Verblendeten sollten vereidigt werden und in die Dienste des Schwarzen Todes treten.

»Seht euch um!« donnerte seine gewaltige Stimme. »Seht euch dieses Paradies an! Alles, was ihr wollt, gehört euch!«

Ich rannte, daß ich kaum noch Luft bekam. Paradies? Der Boden bestand aus Schlamm. Giftige Dünste zogen durch den Raum. Die Schreie der Gemarterten und das Triumphgeheul der Dämonen ließ den Boden erzittern. Und das sollte ein Paradies sein?

»Ich zeige euch nur einen Teil meines Reiches«, fuhr der Schwarze Tod fort. »Ihr könnt nicht ermessen, welche Freuden und welcher Luxus auf euch warten. Seid ihr bereit, Treue zu schwören?«

Endlich sah ich die Männer aus dem Lager. Sie standen auf einer festen Insel inmitten dieses Grauens und sahen sich mit verzückt leuchtenden Augen um. Hoch über ihnen schwebte eine Gestalt, die ich sofort erkannte.

Der Wächter des Höllentors!

Myxin hatte mich betrogen. Der Schwarze Tod selbst nahm gelegentlich die Gestalt des Wächters an, um an die Oberfläche der Welt zu gelangen. Kein Wunder, daß ich ihn mit meinen Waffen nicht endgültig vernichtet hatte!

Die elf Verblendeten sahen offenbar nicht die Wirklichkeit. Sie befanden sich in einem Begeisterungstaumel.

»Ja, wir werden schwören!« rief Angel Pollock, und die anderen stimmten mit ein.

»Dann tretet einzeln vor!« befahl der Schwarze Dämon. »Sprecht mir nach!«

Angel Pollock wankte ein paar Schritte vorwärts.

»Halt, nein!« schrie ich. »Pollock, das dürfen Sie nicht!«

Niemand hörte auf mich. Pollock sprach die Worte nach, die ihm der Schwarze Tod vorsagte. Er war verloren!

Eben wollte der Dämon den nächsten unter Eid nehmen, als ich die

Insel erreichte. Schlagartig veränderte sich für mich die Umgebung. Anstelle des Grauens der Schattenwelt erblickte ich alles, wovon ich je in meinem Leben geträumt hatte.

Der Schwarze Tod gaukelte jedem die Erfüllung aller Wünsche vor, der diesen Bereich betrat.

»Hört auf mich, das ist alles Lug und Trug!« schrie ich die zehn Männer an, die noch zu retten waren.

Sie nahmen sofort eine drohende Haltung gegen mich ein.

»Verschwinden Sie hier!« schrie mich ein bulliger, untersetzter Mann an. »Wir lassen uns von Ihnen nicht daran hindern, daß wir…«

Ich ließ ihn nicht aussprechen, sondern packte die Gnostische Gemme fester mit der rechten Hand. Mit der linken zückte ich das silberne Kreuz.

Mit diesen beiden mächtigen Waffen des Guten warf ich mich auf den bulligen Kerl und preßte ihm beides gegen die Stirn. Er brüllte auf, doch ich war schon beim nächsten. Der Manne konnte mir nicht ausweichen. Kaum kam er in Kontakt mit meinen Waffen, als er entsetzt zu schreien begann.

So machte ich es mit allen zehn verbliebenen Männern. Sie schlugen die Hände vor die Augen oder hielten sich die Ohren zu. Angstschweiß glitzerte auf ihren Gesichtern.

Jetzt erkannten sie die Wahrheit. Diese zehn wollten nicht mehr schwören!

Nur Angel Pollock war bereits verloren. Er wich vor mir zurück, als ich mit Gemme und Kreuz auf ihn zuging.

»Sinclair!« Das war die Stimme des Schwarzen Todes. »Du hast mir zehn Diener geraubt. Du wirst mir nicht auch noch den elften entreißen.«

Unter Pollock öffnete sich der Boden. Mit einem grauenhaften Aufschrei riß er die Arme hoch und versank in der Höllenglut eines gewaltigen Feuers. Der Boden schloß sich wieder.

Ich riß mich zusammen und schüttelte das Entsetzen ab.

»Mir nach!« schrie ich den zehn übriggebliebenen Männern zu und rannte denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Als ich mich einmal umwandte, sah ich, daß sie mir dicht folgten.

Ich zog die Pistole und verschoß nach allen Seiten die Bolzen, wenn sich mir Ungeheuer in den Weg stellten. Ich schlug mit Gemme und Kreuz nach den Bestien und kämpfte mir den Weg mit dem silbernen Dolch frei.

Plötzlich wurde es still um mich herum. Ich hörte nur noch das Keuchen der zehn Männer.

Wir standen wieder in der Höhle, in der ich meine Wanderung durch die Schattenwelt begonnen hatte. Und Sekunden später fanden wir uns mitten im verschneiten Lager der gescheiterten Expedition wieder.

»John!« Jane warf sich an meinen Hals. »Ich hatte solche Angst um dich!«

Ich drückte sie erleichtert grinsend an mich.

»Es war nichts weiter, Jane«, murmelte ich beruhigend und nickte auch Suko zu, der Bill Athering inzwischen ins Lager geschafft hatte. »Ich mußte mich nur durch das Schattenreich kämpfen, dem Schwarzen Tod zehn Männer entreißen und sie heil zurückbringen.«

Suko grinste erleichtert. Er deutete auf die zehn Männer, die verstört herumstanden. »Die sind wohl geheilt, wie?«

»Ich glaube schon«, sagte ich und wandte mich an den Bulligen.

Er nickte hastig. »So hatten wir uns das nicht vorgestellt!« versicherte er. »Und als wir auf Miß Collins geschossen haben, da standen wir unter Pollocks Einfluß!«

»Ach ja!« Ich wandte mich an Jane und Suko. »Angel Pollock ist…«

»Wissen wir«, sagte Suko und winkte ab.

Ich stutzte, aber dann fiel mir etwas anderes ein. Ich wandte mich noch einmal an den Bulligen. »Kennen Sie den Mann, der in London eine Bombe in meine Wohnung gebracht hat?«

Er nickte. »Er nennt sich Serapho. Sobald wir in London sind, führe ich Sie zu ihm!«

»Gut!« Ich spürte, wie sich meine Kehle zuschnürte. Ich hatte den Moment der Wahrheit hinauszögern wollen. Nun war er gekommen. Ich sah Jane an. »Myxin, der Magier, hat verlangt, daß ich alle Dämonensucher daran hindere, in die Dienste des Schwarzen Todes zu treten. Das habe ich nicht geschafft. Pollock ist zu ihm übergelaufen und dabei umgekommen. Myxin hat auch verlangt, daß ich das Höllentor schließe.«

»Moment!« fiel Suko ein. »Nachdem du da drinnen so gewütet hast, wird es sich nicht mehr öffnen.«

»Und er hat verlangt, daß ich den Wächter vernichte«, fuhr ich hastig fort. Ich wollte es hinter mich bringen. »Der Wächter war aber der Schwarze Tod selbst. Und Myxin hat angedroht, daß er dich…«

Jane fiel mir lachend um den Hals. »Das weiß ich schon alles«, rief sie.

»Und du lachst darüber?« fragte ich fassungslos.

»Myxin war kurz vor deiner Rückkehr hier und hat mir alles erzählt«, berichtete Jane. »Er hat auch geschildert, wie es dir im Reich der Schatten ergangen ist und daß er sehr zufrieden ist.«

»Er hat wörtlich gesagt«, fiel Suko ein, »daß der Schwarze Tod vor Wut tobt. Und genau das wollte Myxin. Er ist zufrieden und läßt uns in Ruhe.«

Ich atmete tief durch. »Wie hast du einmal gesagt, Suko? Du könntest diesen grünen Zwerg zwischen deinen Fäusten zermalmen? Meinen Segen hast du!«

Ein vertrautes Geräusch lenkte mich ab. Ich legte den Kopf in den Nacken.

Zwei Hubschrauber schwebten ein. Polizeihubschrauber.

Suko deutete auf einen Wagen der Dämonensucher. »Sie hatten ein Funkgerät«, erklärte er. »Mit dem einen Hubschrauber fliegen wir, mit dem anderen bringen sie Athering ins Krankenhaus. Es geht ihm übrigens schon wieder besser. Und diese Leute hier…« Er deutete auf die restlichen Dämonensucher, »… nehmen die Wagen.«

Ich konnte noch immer nicht glauben, daß es so glücklich endete, aber als Jane mir zum dritten Mal um den Hals fiel und mich küßte, glaubte ich es doch.

ENDE